Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

42. Jahrgang.

1909 **Berlin-Bremen, den 22. Dezember.** **Nr. 51**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Ewiges Leben als Christfestgabe. Von J. Jüngst. — Die Christusmythe. I. Von O. Beeck. — Der bethlehemitische Kindermord. Von Albrecht Thoma. — Die Weihnachtsgeschichte. Von Baars. — Das Kind der Weihnacht. — Weihnachts-Erinnerung. Von Saxo. — Weihnachtsglocken. (Gedicht.) — Unser Weihnachtswunsch. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Ewiges Leben als Christfestgabe.

Joh. 17, 3: Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christ, erkennen.

Viel Tiefes und Wundervolles, aber auch viel Schwaches und Gezwungenes haben schon frühere Menschen gedacht und gesagt von der Weihnachtsbotschaft. Viele meinten wunders welch unerhörte Weisheit zu finden und Einblicke zu tun in göttliche Geheimnisse, wenn sie in Gedanken künstelten von dem überweltlichen Verhältnis des Vaters zum Sohne und des Sohnes zum Vater. Sie haben darob gezankt und die Behauptung gewagt, wer ihnen das alles nicht wörtlich nachglaube, werde unzweifelhaft ewig verloren gehen.

Nein, das ist nicht das ewige Leben, bloße Meinungen auszubrüten über Gott und Christus, über sein Dasein vor der Zeit und über die Art seines Eintritts in die Welt, sondern den allein wahren Gott und seinen Gesandten Jesus Christus wirklich zu erkennen.

Du fragst: „Ist aber nicht jede Erkenntnis Gottes schließlich doch nur eine Meinung über Gott?"

Gewiß, so lange deine Erkenntnis Gottes eben eine bloße objektiv kühle und dabei doch wie immer subjektiv dogmatische Meinung über Gott bleibt. Anders aber ist das religiöse Erkennen.

Was sagen dir denn eigentlich die Weihnachtsgaben? Gewahrst du nicht im Auge deiner Lieben die Spannung, ob du dich auch über ihr Geschenk freust, und das Aufleuchten, wenn du dich wirklich freust. Merkst du da nicht in den Gaben des Gebers Gesandtschaft an dein Herz? Erkennst du etwas von der persönlichen Liebe, von der liebenden Persönlichkeit, die mit hineingelegt ist in das äußere Geschenk? O, deutsches Gemüt! Wahrlich, das ist Leben, Liebe zu erkennen und selbst liebend mit innigem Verstehen der Persönlichkeit des Liebenden inne zu werden.

Gottes Weihnachtsgabe kennst du: Christus in der Krippe! Das Kindesauge unschuldigen Menschheitsparadieses, sündloser Herzensreinheit leuchtet dich an. Dir geschenkt als Ideal und Besitz zugleich, ringend darnach doch seiner schon gläubig froh zu sein. Erwacht dein Verstehen? Erkennst du? Wen? Den ewigen, liebenden Gott, von dessen Herzen aus dieser Menschensohn als Gesandter zu deinem Herzen kommt. Fühlst du's? Was regt sich in dir und trägt dir so gewaltig Sinn und Mut zu Licht und Liebe und Leben aufwärts, empor?

Wahrlich, das ist das ewige Leben, dich, den allein wahren Gott und deinen Gesandten Jesus Christ zu erkennen.

Stettin. J. Jüngst.

Die Christusmythe*).

I.

Kalthoffs „Christusproblem" und „Entstehung des Christentums" mußten als gewaltsame Geschichtskonstruktion von der wissenschaftlichen Theologie abgelehnt werden. Der Altmeister auf dem Gebiete der neutestamentlichen Schriftforschung, Heinrich Holtzmann, schrieb jüngst noch in einem Nachruf auf Adolf Hausrath in den Protestantischen Monatsheften: Hausrath habe in seinem letzten Werke: Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller, „die Frage, ob es ein Christentum ohne Christus gebe, siegreich erledigt und die heutzutage im Schwange gehende Überhirntheit derer zur Schau gestellt, welche die möglichste Ausschaltung des persönlichen Faktors aus der Reihe der „geschichtsgestaltenden Kräfte" für aller Weisheit Schluß halten." Und Rudolf Steck fragt in derselben Zeitschrift, in der er eine Reihe von scharfsinnigen Artikeln über „das Leben Jesu und die vergleichende Religionsgeschichte" veröffentlicht: „Warum wollten wir Christen allein gegen den Stifter unserer Religion so ungerecht sein und die Kritik bis zum Extrem übertreiben, wo gar nichts dazu zwingt, sondern das Zeugnis der Quellen für sich selbst spricht? Man könnte das fast eine Marotte nennen."

P. W. Schmiedel in Zürich hat im Frühling d. J. in Nr. 12 und 22 des Schweizerischen Protestantenblattes an dem Buche des Marburger Assyriologen Jensen über das Gilgamesch-Epos, der in dem babylonischen Helden Gilgamesch das Urbild für die Jesuslegende finden wollte, nachgewiesen, was für Umstellungen Jensen vornehmen mußte, um den Schein von Übereinstimmungen zwischen grundverschiedenen Dingen hervorzurufen. Aber alle diese Forscher werden Drews als befangen gelten, eben weil sie Theologen

*) Von Arthur Drews. Jena, Eug. Diedrichs. 3 M. 1909.

sind, obschon man sonst doch den Fachgenossen das beste Urteil über ihr Fach zugesteht.

Kalthoff hat also wieder in Arthur Drews einen Nachfolger gefunden, welcher die Existenz Jesu leugnet. Arthur Drews scheint befürchtet zu haben, daß die Theologen seinem Buche ausweichen würden. Die Aufsätze Stecks in den Protestantischen Monatsheften werden ihm schon bewiesen haben, daß die liberale Theologie das nicht zu tun gewillt ist. Arthur Drews weicht darin von Kalthoff ab, daß er nicht glaubt, die Entstehung der christlichen Religion ohne Zuhilfenahme eines geschichtlichen Jesus rein aus einer sozialen Bewegung der niederen Massen zur Kaiserzeit erklären zu können, sondern er lenkt vielmehr wieder in die Bahnen D. Fr. Strauß' ein, so zwar, daß er seine Kreise weiterzieht und auch die babylonische, indische, persische, ägyptische Mythologie heranzieht, um die Christusmythe in den Evangelien zu erklären. Er gesteht also dem religiösen Elemente wieder eine viel größere Bedeutung zu, als es Kalthoff tun wollte. Und von vornherein muß betont werden, daß Drews seine Hypothese durch religionsgeschichtliche Studien viel besser zu fundamentieren suchte, als es Kalthoff für seine These tat. Jede Seite des Drewsschen Buches beweist, daß er relegionsgeschichtliche Studien gemacht hat. Ich muß allerdings gleich hinzufügen, daß er einige wichtige theologische Schriften, wie P. W. Schmiedels Churer Vortrag über Grundsäulen des Lebens Jesu, Deißmanns: Licht vom Osten, Wellhausens, Merx', von Sodens Quellenforschungen nicht berücksichtigt hat, und daß ich an manchen Stellen, wo ich ihm nachgehen konnte — die einschlägige Literatur stand mir freilich nicht so zu Gebote, wie ihm — gesehen habe, daß auch er, wie Jensen die außerbiblischen Mythologien manchmal umgebogen und gereinigt hat, um Ähnlichkeiten hervorzubringen, wo im Grunde tiefe Verschiedenheiten vorliegen. Und die ganze Art des Zusammenlesens von außerchristlichen mythischen Vorstellungen, die mit christlichen Mythen irgend welche Ähnlichkeit haben, um darauf den Schluß zu bauen, die christliche Mythologie sei überall von ihnen abhängig, erinnert mich an Luk. 6, 36: Wir können nicht glauben, daß aus so vielen Lappen, von hier- und dorther genommenen, das Jesusbild gewoben werden kann.

Max Müller, dem man doch auch ein Urteil in diesen Dingen zutrauen darf, hat in seinen Giffordvorlesungen: Physische Religion, (übersetzt von D. R. Otto Franke, Leipzig, Engelmann), S. 338 f., an einem Beispiele einmal beleuchtet, wie es mit so vielen Parallelen stehe, die zwischen verschiedenen Religionen aufgewiesen sein sollen. Es ist die Geschichte mit dem Feigenbaume, unter dem B u d d h a saß, als er seine ersten Jünger gewann, und Jesus den Nathanael gesehen haben soll. Heißt es, fragt M. Müller, aber wirklich, indem er sich auf Joh. 1, 45 ff. beruft, daß C h r i s t u s unter einem Feigenbaum saß? Durchaus nicht. Die Worte lauten: „Ehe denn dich Philippus rief, d a d u u n t e r d e m F e i g e n b a u m w a r s t, sah ich dich." Er knüpft daran einige Bemerkungen, die auch Drews vorsichtiger hätten machen können. „Ich will durchaus nicht behaupten, daß bis jetzt schon alle Parallelen zwischen Buddhismus und Christentum genügend geklärt seien. Es würde nicht ehrlich sein, dies zu sagen. Nur das will ich behaupten, daß die meisten davon es sind, und daß die übrigen nicht der Art sind, um uns zu der Annahme eines historischen Verkehrs zwischen Indien und Palästina vor der Entstehung des Christentums zu berechtigen."

Die wahren Übereinstimmungen, nicht nur zwischen Christentum und Buddhismus, sondern zwischen allen Religionen der Welt lehren uns etwas ganz anderes. Sie lehren uns, daß alle Religionen aus demselben Boden hervorwachsen — aus dem menschlichen Herzen, daß sie alle denselben Idealen nachstreben, und daß alle von denselben Gefahren und Schwierigkeiten umringt sind." Was müßten die Markus und Matthäus und Lukas für Männer oder Dichter gewesen sein, daß sie alle diese Mythen aus den verschiedensten Religionen von Indien bis Griechenland zu einer solchen Einheit zusammenzufügen wußten, wie die Gestalt Jesu in den Evangelien eine ist? Und äußerst rasch ist Drews bei der Hand, die Glaubwürdigkeit der Evangelien abzulehnen, obwohl die neuere Quellenforschung doch bewiesen hat, wie nahe noch die Evangelien und Briefe den vorausgesetzten Ereignissen stehen, die sie schildern wollen. Gerade Deißmann in seinem wundervollen Buche: Licht aus dem Osten, hat durch viele Beispiele nachgewiesen, wie überraschend genau in den Evangelien das Milieu der Zeit getroffen ist.

Drews schildert uns zunächst, wie Messiasglaube schon vor dem Christentum da war. Er schreibt dem Parsentum einen viel größeren Einfluß auf die Religion Israels zu, als ihn die berufensten Forscher des Alten Testaments anerkennen: Der extreme Dualismus der Perser habe auch dem israelitischen „Monotheismus" einen entschieden dualistischen Charakter aufgedrückt. Damit habe zusammengehangen, daß der alte Volksgott Jahveh sich nach dem Vorbilde des persischen Ahuramazda zu einem Feuer-, Licht- und Himmelsgott, zu einem Gotte überirdischer Lauterkeit und Heiligkeit entwickelt habe, S. 6, was er doch schon lange vor der babylonischen Gefangenschaft gewesen ist! Auch die parsische Religion wisse schon von einem Jungfrauensohn aus dem Samen des Zarathustra. Bei Jesaias ist es aber gar kein Jungfrauensohn, sondern der Sohn einer jungen Frau, wahrscheinlich der Königin, von der der Davidssohn geboren wird, und man sehe einmal bei Tiele, Geschichte der Religion im Altertum, Bd. 2, S. 307 f., was für Unterschiede bestehen zwischen den parsischen Jungfrauensöhnen und dem Jungfrauensohn etwa bei Lukas. Auf den späteren Messiasglauben, die Vorstellung von der Auferstehung der Toten, vom jüngsten Gericht usw., mag allerdings das Parsentum eingewirkt haben; darum braucht aber doch ein Jesus nicht gestrichen zu werden, auch wenn er selbst oder seine Jünger ähnliche Vorstellungen gehabt hätten.

Weiter legt Drews die hellenistische Idee des Mittlers (Philo) dar, von der der Evangelist Johannes beeinflußt ist. Am wenigsten überzeugend wirkt, was Drews von Josua-Jesus als Kultusgott des jüdischen Sektenglaubens zu berichten weiß, worüber die alttestamentlichen Theologen sich schon vernehmen lassen werden. Da läßt sich Drews auf Wortspielereien ein, die an Jensen und Kalthoff erinnern: Nazarener und Nazoraer waren nach ihm „ursprünglich beinahe (!) gleichbedeutend", und Nazarener bedeutet nicht etwa der Mann aus Nazareth, wie die Evangelien es hinstellen, sondern der Hüter, der Heiland und Erretter! Und einen Ort Nazareth hat es zu Jesu Zeiten überhaupt nicht gegeben, sondern dieser Ort ist erst nachträglich e r f u n d e n worden! Steck hat darauf in den Protestantischen Monatsheften schon geantwortet. Das Leiden des Messias wird dann in Beziehung gesetzt mit den leidenden, sterbenden Göttern Babylons und des ganzen Vorderasiens, zu Thammuz, Mithra, Attis, Melkarth und Adonis, zu dem kretischen Zeus und dem ägyptischen Osiris. Aber das sind doch rein mythologische Gebilde mit so starkem naturalistischen Einschlag und so phantastischen Zügen, daß man nicht sieht, wie das mit dem Leiden und Sterben Jesu, das in den Evangelien aus dem Zusammenstoß mit den Pharisäern erklärt wird, verglichen werden kann. So soll Jesaias 53, die Stelle von dem leidenden Gottesknechte, aus dem Mithra-, Attis-, Adonisglauben verstanden werden müssen! Und was gibt sich Drews für Mühe, auch das Marterholz, an dem der Messias hing, aus jenen Kulten abzuleiten, während doch etwa Titus viele Tausende von Juden an ein Holz oder Kreuz wirklich aufhing.

Auch für die Geburt, Taufe, Abendmahl kennt Drews Parallelen. Er spricht die Vermutung aus, daß die Geburt Jesu vielleicht darum nach Bethlehem verlegt sei, weil dort sich ein Heiligtum des syrischen Adonis befunden habe, während die evangelische Überlieferung natürlich an die Davidsstadt denkt. Auch an den Baldermythus wird erinnert und an Agni, den indischen Feuergott. Drews weiß, daß indische Einflüsse auf die Kindheitsgeschichte Jesu eingewirkt haben (vergl. dazu O. Schmiedel: Die Hauptprobleme der Leben-Jesu-Forschung, 2. Aufl., S. 31), auch auf die Erzählung von der Verklärung Jesu auf dem Berge, Mc. 9, 2—7. Das Abendmahl hat sein Vorbild im uralten Feuerkultus; auch Mithra opfert sich für die Menschheit; selbst die Feier des Sonntags übernahmen die Christen aus dem Heidentum; der „Tag des Herrn" gehört zum Sonnenkultus! — Zur Symbolik des Messias gehören: das Lamm und das Kreuz; sie sind dem gemeinsamen Sprachschatze der orientalischen Geheimkulte entnommen: das „Wasser", das „Brot des Lebens", der „zweite Tod", das „Licht der Welt", der „Weinstock", der „gute Hirte" usw. Als ob ein Prophet das nicht aus dem Eigenen hätte schöpfen können! Selbst das Kreuzeszeichen ist vorchristlich, es ist ein Symbol der schöpferischen Naturkraft, der Auferstehung und des neuen Lebens. Es war freilich den ersten Jüngern ein Ärgernis! Sie flohen alle vom Kreuze, wie sie zu ihrer Schmach erzählen mußten. Dann prüft Drews die neutestamentlichen Schriften: Er zweifelt an der Echtheit auch der großen paulinischen Briefe. Verdächtig ist es ihm, daß Lukas, der Begleiter des Paulus auf seinen Missionsreisen, sich über jede literarische Betätigung des Apostels ausschweigt! Bleibt also Lukas bestehen. Hat der aber nichts von Jesus berichtet? Er hätte doch seine Kunde von Paulus gehabt. Aber Drews erklärt, daß der Jesus, von welchem Paulus spricht, überhaupt gar keine historische Persönlichkeit sei. Jeder, der die Korintherbriefe etwa aufmerksam liest, muß natürlich von dem Gegenteil sich überzeugen lassen. — Die Lichterscheinung, die Paulus vor Damaskus gehabt hat, beweist nach Drews nichts für die Existenz eines historischen Christus! Das heißt doch die Dinge wirklich auf den Kopf stellen: Paulus wäre nie zu einer Vision gekommen, wenn er nicht von einem wirklichen Jesus vorher gehört gehabt hätte. „Er scheint auch gar kein Interesse gehabt zu haben, sich über die Persönlichkeit Jesu, über dessen Schicksale und Lehre genauer zu unterrichten," S. 91. Steht denn Gal. 2, 1 ff wirklich das, was Drews daraus lesen will, daß er sich mit den alten Aposteln „nur über die Art der Verkündigung des Evangeliums, aber nicht über dessen religiösen Inhalt und die Persönlichkeit des historischen Jesus besprochen habe?" Es war doch, wenn es wirklich diese Apostel gegeben hat, ein Streit zwischen diesen und Paulus. Worauf bezog sich der? Selbst die Berufung des Paulus auf Herrenworte wird ausgemerzt. Das ist eine Behandlung von jedenfalls doch alten christlichen Quellen, die der Unbefangenheit Drews kein gutes Zeugnis ausstellt.

Bremen. O. Beeck.

Der bethlehemitische Kindermord.

Von Albrecht Thoma.

In der Offenbarung Johannis ist ein „großes Zeichen" gemalt: Ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen (als Schuhe?), und eine Krone von zwölf Sternen auf ihrem Haupt. Sie gebar einen Sohn, den wollte ein roter Drache fressen; das Kind aber ward gen Himmel entrückt zu Gottes Thron. Das Weib entfloh in die Wüste. Da der Drache aber sah, daß er — ausgeworfen war, verfolgte er das Weib — umsonst. Da ward er zornig und ging hin Krieg zu führen mit den übrigen von ihrer Nachkommenschaft, die das Zeugnis Jesu Christi haben.

Mit diesem apokalyptischen Bild ist das Schicksal Jesu und der jungen Christenheit gemalt. Das Sternenweib ist das echte Israel — man denke an den Traum Josephs von Sonne, Mond und Sternen — aus ihm geht der Messias hervor. Er wird verfolgt von der bluttriefenden Weltmacht, aber in den Himmel gerettet, wo er zur Rechten Gottes sitzet. Die böse Welt aber, da sie der Christengemeinde selbst — dem wahren Israel — nichts anhaben kann, verfolgt die einzelnen Christen, die als Märtyrer sterben müssen für ihren erhöhten Herrn.

Dieses apokalyptische visionäre Traumbild in die Poesie einer epischen Legende übersetzt, ergibt ganz naturgemäß die Erzählung, welche Matthäus in der Kindheitsgeschichte berichtet: die Mutter des Messiaskindes ist Maria von Bethlehem, der jüdischen Königsstadt. Der blutige Tyrann ist der Wüterich Herodes, der ja aus Herrschsucht und Mißtrauen seine eigene Frau und Kinder nicht verschonte. Er — der Thronräuber — kann nicht einen Messias als Nebenbuhler dulden, er muß das Christkind umbringen. Dabei ist zu beachten, daß in der Poesie wie in der Volksvorstellung (z. B. auch in der Kyffhäusersage Friedrich I. und II., und Karl der Große) die verschiedenen Herodes miteinander verschmolzen werden: der Herodes, welcher zur Zeit Jesu lebte und den unbequemen Propheten Johannes tötete und auch Jesu nach dem Leben stellte („Der Fuchs", Lc. 13, 31 f.), und derjenige, welcher seinen Apostel, den Donnersohn Jakobus, im Jahre 44 wirklich getötet hat — (Apostel-Gesch. 12, 1), — sie werden zusammengeworfen mit ihrem Vater und Großvater, dem berühmten und furchtbaren Herodes dem Großen. Also erzählt die Sage: Herodes suchte das Kindlein umzubringen. Das wurde aber nicht in den Himmel entrückt, sondern es entflieht mit seiner Mutter nach Ägyptenland — damit das Prophetenwort erfüllt würde: „Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen." „Da nun Herodes sah, daß er betrogen war, wurde er sehr wütend und schickte hin, alle Kindlein in Bethlehem und seiner Gemarkung umzubringen", womit wieder ein Prophetenspruch erfüllt wurde, wonach die Stammmutter Rahel ihre Kinder beweinet, weil sie nicht mehr waren.

Wiederum hat die Volksphantasie in der dichterischen Legende wie in der bildenden Kunst diese Geschichte mit Vorliebe weiter ausgemalt. Einmal wurden dem blutgierigen Tyrannen gegenüber die freundlichen Weisen aus dem Morgenland zu huldigenden Königen gestaltet: beide suchen und fragen nach dem Christuskinde, nur mit entgegengesetzter Absicht. Sodann gibt der Kindermord in Bethlehem dem Maler Gelegenheit, in bewegter Szene liebliche Kindergestalten, mordgierige Männer und entsetzte Frauen zu zeichnen. Und die Flucht nach Ägypten veranlaßt die redende wie die bildende Kunst zur Erfindung von allerlei lieblichen Idyllen.

Freilich, der bethlehemitische Kindermord erfüllt die Seele mit Grausen, und seine bildliche Darstellung ist das Gegenteil von Erbaulichkeit. Ich habe als Kind — und wohl viele mit mir — dies Bild immer mit starrem Entsetzen betrachtet, und man kann oft den Vorwurf hören, die grausige Geschichte zeige, daß das Christentum von Anfang an schuld sei an so viel unschuldigem Blut, das vergossen worden sei um seinetwillen. Gewiß ist von Anfang an viel unschuldiges Blut vergossen worden um des Christentums willen. Aber es war das Blut von Märtyrern, die für ihren Glauben geblutet haben und gemartert worden sind von der widerchristlichen Welt — das Blut, das die Kirche selbst vergossen hat an den Ketzern, hat sie eben nicht als christliche Kirche, sondern auch als unchristlich gewordene Weltmacht vergossen, und jene waren auch Märtyrer. Die

Einsicht aber in den ursprünglichen Sinn der evangelischen Erzählung, daß die Kinder von Bethlehem nicht die leiblichen Verwandten Jesu, sondern seine geistlichen Brüder und Schwestern, die Glieder der jungen Christengemeinde bedeuten, mildert und reinigt das Entsetzen vor einer gräßlichen Bluttat, die der gütige Gott zuläßt, zu dem tragischen Gefühl der Wehmut und zugleich zu der freudigen Erhebung, daß Menschenkinder für ein ideales Gut in den Tod gehen. Die Kirche aber hat, wie in Erinnerung an den ursprünglichen Sachverhalt, den Gedächtnistag der „unschuldigen Kindlein" gleich nach dem Namenstag des ersten christlichen Märtyrers Stephanus, auf den 28. Dezember, angesetzt. Das ist also eigentlich ein Erinnerungstag an die ersten christlichen Märtyrer der Urzeit, eine Art „Aller-Heiligen-Tag", dessen auch wir Protestanten mit frommer Rührung gedenken mögen.

Die Weihnachtsgeschichte.

Eine Weihnachtsgeschichte möge er schreiben, hatte ihm der Herausgeber einer Zeitung gesagt, als sie das letzte Mal miteinander im Café gesessen und über die Zeitung und ihren Inhalt gesprochen hatten. Er könne es und solche Geschichten liebten die Leser und — vor allem — die Leserinnen. Eine Weihnachtsgeschichte, recht schön und herzlich und ergreifend. Daß man beim Lesen in die richtige Stimmung komme. Zu Weihnachten wolle man das. Sonst seien unterhaltende Beiträge, Geschichten und Plaudereien nicht beliebt und angebracht. Letzteres war die Antwort auf eine dahingehende Anregung seitens des Mitarbeiters. Der hatte ein klein bißchen dichterisches Talent in sich; es freute ihn der Auftrag; Weihnachtsstimmung konnte auch er gebrauchen. Und so sagte er zu. Die Weihnachtsgeschichte würde zur rechten Zeit fertig sein. Aber die Geschichte wurde nicht fertig. Statt ihrer erhielt der Herausgeber folgenden Brief:

„Lieber Freund, meine Zusage kann ich leider nicht halten. Warum nicht? das will ich Dir erzählen. Du erinnerst Dich wohl noch unseres gemeinsamen Schulkameraden Karl M. Hast auch wohl davon gehört, daß wir bis vor etwa 10 Jahren eng befreundet waren. Aber nicht, daß es dann zu einem völligen Bruch zwischen uns beiden kam, weil M. mehr und mehr ins Bummeln und an den Trunk kam. Alle Versuche, ihn zu halten und zur Vernunft und auf den rechten Weg zu bringen, mißlangen. Seine Ehe — er war mit einer reizenden Frau verheiratet und hatte, als ich zuletzt von ihm hörte, drei prächtige Kinder — gestaltete sich nach und nach zu einem so unhaltbaren Verhältnis, daß eines Tages seine Frau ihn mit den Kindern verließ. Bald darauf verlor er seine Stellung, er zog fort von hier, und entschwand mir aus den Augen. Von Zeit zu Zeit hörte ich von der Frau, bis auch sie sich in Schweigen hüllte. Ich wußte nur so viel, daß es zu einer Scheidung nicht kam, die Eheleute aber getrennt von einander lebten. Die Kinder blieben bei der Frau. M. kümmerte sich gar nicht um seine Familie. Es gelang der Frau, eine bescheidene Stellung zu erringen, welche ihr gestattete, ihre Kinder einfach zu erziehen. Zum Bruch kam es zwischen Karl und mir, als ich ihm einmal ernstliche Vorwürfe wegen seines unglaublichen Verhaltens seiner Frau gegenüber machte. Die Szene vergesse ich so leicht nicht wieder. Die Beschuldigungen, welche er gegen seine Frau erhob, waren grenzenlos, und er brachte sie mit einer Roheit vor, daß mir ekelte. Ich wußte ganz bestimmt, daß alle Beschuldigungen aus der Luft gegriffen waren. Und ebenso bestimmt, daß er die eheliche Treue in der schamlosesten Weise mehrfach verletzt hatte. Empört wies ich ihn in seine Schranken, führte, vielleicht zu leidenschaftlich, die Sache seiner Frau, und warf ihm zuletzt nachdrücklich seinen Lebenswandel und seine Trinkexzesse vor. Da schien er zur Besinnung zu kommen. Wie das so häufig bei Trinkern der Fall ist, er sank in sich zusammen und weinte wie ein Kind, die heftigsten Selbstanklagen auf sich häufend. Als wir voneinander schieden, glaubte ich, gewonnen zu haben; denn er versprach, sich zu ändern, nahm die Anklagen gegen seine Frau zurück, pries sie, ihre Geduld, ihre Liebe in den rührendsten Tönen und dankte mir bewegt für den Freundschaftsdienst, welchen ich ihm erwiesen hätte. Ich begleitete ihn bis an seine Wohnung. Lange hielt er meine Hand stumm in der seinen. Dann eilte er die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. — Andern Abends erhielt ich ein Schreiben, in welchem er mich in zynischer Weise des ehebrecherischen Verkehrs mit seiner Frau bezichtete. Tags darauf erfuhr ich, daß er in der Nacht nach unserer Aussprache, völlig betrunken, im Wirtshause diese Beschuldigungen öffentlich ausgesprochen hatte. Niemand hat ihm das geglaubt. Aber für mich war er seit jenem Schreiben tot. Bald darauf kam es zu jenen Vorgängen, die ich vorher erwähnt habe. Das war vor etwa zehn Jahren. Als ich nun vor 4 Tagen mich daran machte, die versprochene Weihnachtsgeschichte zu schreiben, wird mir ein Herr M. gemeldet. Mit einem Male steht alles mir vor Augen und Ohren, was ich vergessen glaubte. Ich fürchtete den Verletzer meiner Ehre sprechen zu müssen, und hoffte doch auch wieder, einen in der Schule des Lebens Zurechtgebrachten begrüßen zu können. Einen Augenblick schwankte ich, ob ich den Besuch abweisen sollte. Ein Gefühl des Mitleids, Erinnerung an die alte Freundschaft und wohl auch ein bißchen Neugierde siegten über Groll und aufsteigenden Zorn. „Ich lasse bitten." Ins Zimmer tritt ein kräftiger, helläugiger Jüngling von 19—20 Jahren, der sich als Karl M. jun. vorstellt. Es war der Sohn des alten Freundes. Und sein Anliegen, das er nach einigen einleitenden Worten vorbrachte, lautete: „Ich bitte Sie im Namen meiner Mutter, baldmöglichst nach Hamburg zu kommen und zu versuchen, sie und den Vater, der ebenfalls dort wohnt, zu versöhnen." Und dann erzählte er mir eine lange Leidensgeschichte sowohl seiner Mutter wie seines Vaters. Letzterer ist weit in der Welt herumgekommen, vom Schicksal umhergeschleudert und zerzaust, bis er vor 2 Jahren in eine Guttemplerloge aufgenommen wurde. Zufällig haben Vater und Sohn sich bei einer festlichen Veranstaltung des Ordens getroffen. Es ist zu häufigen Aussprachen gekommen, auf Grund deren der Sohn den Eindruck gewonnen hat, daß der Vater ein ganz anderer geworden ist. Er hat eine auskömmliche Anstellung gefunden und bewährt sich ausgezeichnet. Der Sohn hat der Mutter Mitteilung gemacht, die mit einer Tochter, welche sich kürzlich verlobt hat, in Hamburg in ärmlichen Verhältnissen wohnt. Die jüngste Tochter ist vor Jahren an der Auszehrung gestorben, zu welcher der Keim höchstwahrscheinlich durch den trunksüchtigen Vater gelegt ist. Die Mutter ahnt das wohl, spricht aber nie darüber. Sie hat stets in Liebe des Gatten gedacht und hat ihn den heranwachsenden Kindern gegenüber immer in Schutz genommen. Sie ist zur Versöhnung bereit, hat den Vater aufsuchen wollen, ist aber immer zurückgewiesen worden. Alle Bemühungen des Sohnes, den Vater umzustimmen, sind vergeblich gewesen. Er hat der Mutter Geldunterstützung angeboten, ins Haus geschickt, aber er erklärt, er könne und dürfe ihr nicht wieder unter die Augen treten, nachdem er sie so gekränkt und so behandelt habe. Die Geldsendungen hat die Mutter zurückgeschickt. Aber sie hat verziehen und sehnt sich, in rührender Treue und Seelengröße, nach einer Wiedervereinigung mit dem Gatten, zu dem die alte Liebe in Erinnerung an glückliche Zeiten wieder aufgewacht ist. „Da hat sie Ihrer gedacht, des einstigen Freundes des unglücklichen Vaters. Sie weiß, wie schwer er sie gekränkt hat, aber sie appelliert an Ihre alte Freundschaft

und die Freundestreue. Kommen Sie bald. Ihnen wird es gelingen. Kommen und helfen Sie, daß wir ein frohes Weihnachtsfest feiern können. Es war ja nur der Alkohol, der ihn in Fesseln schlug. Sie glauben gar nicht, welch prächtiger Mensch Vater wieder geworden ist, und wie er sich bemüht, durch Fleiß und Berufstreue, durch ernste Arbeit an sich und anderen wieder gut zu machen, was er an Mutter und uns gesündigt hat. Es ist die Scham, die bittere Reue über seine dunkle Vergangenheit, es sind die heftigen Selbstvorwürfe wegen des Todes meiner lieben Schwester, die ihn hindern, zu Mutter und zu uns zurückzukehren. In seinem Herzen lebt doch die Sehnsucht nach der treuen Gattin. Auch er leidet furchtbar." Ich fragte, ob er von mir gesprochen habe. „Vorgestern, mit einem Male, nannte er Ihren Namen, den die Mutter uns so oft genannt, und klagte sich unter Tränen an, sich Ihnen gegenüber als ehrloser Lump, so sagte er, benommen zu haben. Als ich fragte, ob ich mich an Sie wenden dürfe, hat er's mir untersagt. Was er Ihnen angetan hätte, könnten Sie ihm nie verzeihen. Ich bin doch zu Ihnen gekommen. Erbarmen Sie sich seiner." Und bei den Worten ergriff der Sohn meines alten Freundes, der Sohn des Mannes, der meine Freundschaft mit Füßen getreten und meine Ehre in den Schmutz gezerrt hatte, meine Hand und sah mich mit den Augen seines Vaters so herzlich, so flehend, so in angstvoller Erwartung an, daß ich nach längerem Schweigen, den Druck der Hand innig erwidernd, sagte: „Ich komme." — Wir haben noch lange miteinander gesprochen und ich habe noch viel Trauriges hören müssen. Aber auch viel Gutes dann und Hoffnung Erweckendes. — Vorgestern, nachdem ich mich im Geschäft für ein paar Tage frei gemacht hatte, fuhr ich mit dem jungen M. nach Hamburg. Erspare mir die Schilderung meines Zusammentreffens mit dem früheren Freunde. Wider Erwarten fand ich ihn frischer aussehend als ich gedacht hatte, doch vor der Zeit gealtert mit leisen Spuren der schweren Jahre in Gesicht und Haltung. Aber es blitzte dennoch das alte Feuer aus seinen Augen und ich fühlte, daß die edle Natur, wie sie auf den Sohn übergegangen war, nicht völlig hatte unterdrückt werden können. Zur rechten Zeit noch hatte die Bruderhand des Guttemplerordens zugegriffen. Was er mir erzählte, war wie das Leiden eines Schiffbrüchigen, dem im letzten Augenblick die Rettung nahte. Es war eine schwere Arbeit, die ich zu vollbringen hatte, ein harter Kampf. Aber Freundestreue und die Liebe zu der bewundernswerten Frau siegte endlich. Gestern haben die Gatten sich versöhnt. Als sie sich in die Arme stürzten, als der stattliche Mann, überwältigt von dem Sturm der Gefühle und der Liebe seiner edlen Gattin, ihr zu Füßen sank und ihr die Hände küßte, weinend, schluchzend . . . da bin ich still aus dem Zimmer gegangen. Nach Stunden kamen die beiden, Hand in Hand, zu uns, den Kindern und mir, die wir still abwartend Zukunftspläne schmiedeten, und ich kam mir vor wie ein Priester des Gottes der Liebe, als ich ernst und tiefbewegt die Kinder dem Vater und der Mutter zuführte. Natürlich mußte ich dableiben. Und abends haben wir, nachdem der Bräutigam der Tochter herbeigerufen worden, eine stille, schöne Weihnachtsfeier gehalten. Eine Weihnachtsfeier ohne Baum und Gaben, ohne Weihnachtslieder und Jubel; aber in unser aller Herzen klang's so hehr, so heilig, so beseligend wie Engelsang in heiliger Nacht: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Heute habe ich dann noch mit beraten, wie sich weiter das Leben der neu vereinten Familie gestalten soll. Als ich dann abends nach hier zurückfuhr, hatte ich das Gefühl, als wäre ich aus einem langen, bösen Traum erwacht. Ich hatte einer Familie verlorenes Glück wiedergewinnen helfen und hatte einen alten Freund wiedergefunden. Und das Gefühl wird mich ins Weihnachtsfest begleiten: Liebe, Treue . . . ist doch kein leerer Wahn. Und es siegt auch heute noch rettende Liebe über Finsternis, Irregehen und . . . Sünde. Wenn es doch alle wüßten und alle, die es könnten, beherzigten: „Die Liebe deckt der Sünden Menge!" Dann gäbe es Weihnachtsfreude nicht nur in ergreifenden Weihnachtsgeschichten, sondern in vielen Häusern und Herzen, zu denen der Liebe der Weg verbaut ist.

Spät in der Nacht kam ich an. Auf meinem Schreibtisch fand ich den Bogen, auf dem geschrieben steht: „Die Liebe höret nimmer auf. Eine Weihnachtsgeschichte. In einer kleinen Stadt im nordwestlichen Deutschland . . ." Weiter war ich nicht gekommen. Und morgen ist der Ablieferungstermin. Du entschuldigst mich. Denn du siehst ein, daß ich keine Zeit hatte, die versprochene Weihnachtsgeschichte fertig zu stellen. Ich wäre heute auch nicht in der Stimmung gewesen, so etwas recht Schönes zu dichten, wo ich selber eine echte Weihnachtsgeschichte erleben durfte. Aber wie ich diese letzten Worte meines Briefes niederschreibe, fällt mir ein, daß Du ihn nur abzudrucken brauchst, dann hast Du ja, was Du haben wolltest. Ich stelle Dir gern den Brief für solchen Zweck zur Verfügung. Nur lasse, bitte, die Namen weg. Schreib für meines Freundes Namen ein M. und für meinen ein L. Und damit sage ich Dir gute Nacht und wünsche Dir und den Deinen ein frohes Weihnachtsfest.

Dein getreuer L."

In der Weihnachtsnummer der Zeitung erschien der Brief. Und die Leser sollen zufrieden gewesen sein. So eine wirklich erlebte Weihnachtsgeschichte ist doch viel schöner als eine erdichtete. Sollte es nicht manchem möglich sein, wenn er die Augen öffnete und ernstlich wollte, ähnliche, echte Weihnachtsgeschichten zu erleben? Weihnachten ist doch das Fest der Liebe.

Vegesack. Baars.

Das Kind der Weihnacht.

Woher kommt denn die Glücksstimmung der Weihnacht? Woher?

Nicht daher, daß geschrieben steht: Gott ward Mensch. Nicht daher, daß das Kind in der Krippe lag. Wie überall, so hat sich auch hier die Anschauung und Bewertung geändert. Das Kind steht im Mittelpunkt des Festes und unserer Gedanken. Aber nicht weil es Kind war, sondern weil es ein Mann wurde, der sich den Kindessinn erhielt, ein Mann so ungebeugt und stark, aber noch vielmehr so sonnig und strahlend und froh, daß es von ihm ausging wie unüberwindliches Licht auf den langen Zug derer, die mühselig und beladen sind: deshalb steht es im Mittelpunkt der heiligen Nacht. Und die Freude am Feste wird um so größer, nicht je mehr wir bestaunen das Wunder, von dem in den Schriften steht, sondern je mehr wir begreifen, wie aus dem Kinde dieser Mann ward.

Nur ungern befriedigt das Evangelium diesen Weihnachtsrausch. Es dachte damals gar nicht daran, daß einmal dieser Wunsch kommen könnte. Jene Menschen begnügten sich mit den Tatsachen und ihrem Dasein und fragten nicht nach den Ursachen und dem Werden. In einer Hinsicht hat der Mann der Weihnacht ihnen selbst den Blick für das Werden geschärft: „Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen." Aber von dem Wachsen der schönsten aller Blumen, vom Wachsen seiner Seele sprach er nie. Und nur weil er so schrankenlos ehrlich war, weil er nichts sagte, das nicht aus eigener Erfahrung, aus eigenem vergangenen Erleben floß, können wir hoffen, in den Worten des Mannes den letzten Nachhall noch zu hören von dem Liede aus der Jugendzeit.

Ich scheue mich schier, laut davon zu reden. Es sind das ja die letzten, innersten und höchsten Offenbarungen, die wir lesen in seiner Seele. Die soll man andächtig empfangen und ehrfurchtsvoll. Und gerade die Ehrfurcht wird hier dem Anschein nach gar leicht verletzt, weil man sich ganz der Phantasie vertrauen muß, weil die Berichte fehlen. Aber das heilige Buch selbst macht mir Mut. Haben nicht auch dort dichtende Treue und feinbildende Verehrung Bilder entworfen von dieser Jugendzeit? Haben nicht unsere größten Künstler gerade zu allen Zeiten dasselbe getan? Der wunderbare Holzschnitt aus unseres Dürers Marienleben, auf dem Joseph zimmert und Maria spinnt, während lustige Engelein sie umgeben, spielen, das Kindlein in der Wiege hüten und die Späne beiseite schaffen, während Gott Vater und der Geist so ruhmvoll aus dem Himmel schauen — wo hat im heiligen Buche das seinen Anhaltspunkt? Es ist frei geschaffen aus persönlicher Frömmigkeit. Um dieser persönlichen Frömmigkeit willen versuche du das Gleiche!

Nicht umsonst nenne ich dies Dürersche Bild. Es ist frei geschaffen und doch durch und durch echt. So sonnig und fröhlich wie dies Blatt muß seine Kindheit gewesen sein. Sonst wäre es nicht möglich, daß ihm das Düstere, Weltfeindliche im Mannesalter noch so vollständig fehlte. So vollständig, daß sie ihn einen Fresser und Weinsäufer nennen konnten. Daß er sich freuen kann mit den fröhlich-staunenden Augen des Kindes über alles Alltägliche, über die Vöglein, von denen man zwei für einen Pfennig kauft, und über die Blumen, die in ihrem schlichten Kleide herrlicher sind als das Ungewöhnlichste des Ungewöhnlichen, herrlicher als Salomos Pracht. Es ist soviel Sonne in seiner Seele, daß selbst die an sich düstere Buße, die er nach des Täufers Vorgang predigte, ihre Düsterkeit verliert und unter seinen Händen sich verwandelt zur weltbejahenden, freudigen Tat in Gottes Dienst. Darum muß seine Kindheit sonnig und froh gewesen sein. Denken wir hier nun weiter, wie weitet sich da der Ausblick mit einem Male. Ein trauliches Familienleben voller Liebe und Freude zeigt sich uns, wo unter der Eltern treuer Hut Kinder heranwachsen voller Natürlichkeit und voll Vertrauen; wo sie den Vater bitten um alles, was ihr Herz begeht, weil sie seine Liebe fühlen, die schenken und spenden muß aus ureigenem inneren Trieb, der es ganz unmöglich ist, einen Stein zu bieten, wo sie um Brot angesprochen wird. Und weil sie ein unerschütterliches Zutrauen haben zu dem Vater; ein unbegrenztes Zutrauen, vor dem das Wort „unmöglich" zerschmilzt wie der Schnee vor der Strahlenkraft der Sonne. Alles, was sie vom Vater erbitten, wird diesen Kindern gewährt werden können; so ist ihr fester Glaube. Darum wird für Jesus späterhin der Name „Vater" der Inbegriff des Höchsten, was sein Glaube zu erreichen vermochte und besaß.

Und wenn dann dieser Vater mit dem Knaben durch die Fluren ging, da lehrte er ihm Ehrfurcht haben vor der ihn umgebenden Welt und Natur und in ihr ein Gotteswerk zu erblicken. Er lehrte ihn das Werden beobachten und Geduld haben mit der Entwicklung des Lebens bei Pflanze und Tier. Darum ist der Mann im späteren Leben so fröhlich gewesen, darum blickt er mit so ruhiger Gelassenheit auf den Unglauben um ihn her. Darum ist er, der zu fliegender Verkündigung des neuen Gottesreiches die Jünger aussenden zu müssen glaubte, da die Zeit ihm aufs äußerste zu drängen schien, doch wieder so geduldig im Warten, bis der Samen sproßt und wächst. Es muß ja langsam gehen, sagt er. Denn die Erde auch bringt erst das Gras, dann die Ähren und dann erst den vollen Weizen in den Ähren. Oder der Vater öffnete ihm die Augen für die schlichte Pracht des Feldes in seiner Blütezeit und gab ihm in seine Seele hinein die Bilder, die ihm späterhin zum Gleichnis wurden für das Unsichtbare, das Höhere, das man ohne Gleichnis nicht auszusprechen vermag in Worten menschlicher Rede. Es ist mit keinem Wort im Texte angedeutet, aber ich denke mir gern, daß Jesus in jener lieblichsten Szene aus seinem öffentlichen Leben, als er die Kinder zu sich rief und sie herzte und segnete, sich erinnert hat an das, was ihm einst der eigene liebe Vater tat.

Die vereinzelten, spärlichen Punkte und Striche, aus denen ich das Bild, das vielleicht das ursprüngliche ist, wiederherzustellen versuchte, ergaben jedenfalls ein Bild, das den meisten Lesern fremdartig erscheinen wird. Denn durch den Einfluß, den später das Dogma auf die Überlieferung ausgeübt hat, ist deren Gestalt so geworden, daß Joseph vollständig verschwand, während Jesus in inniger Verbindung mit seiner M u t t e r erscheint. Ich kann mich aber in den drei historisch wertvollen Evangelien keiner einzigen Stelle entsinnen, die diese Überlieferung bestätigen würde. Wohl aber weiß ich eine ganze Reihe von Stellen, die zu anderen Vermutungen führen: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast," ruft ihm einmal (Luk. 11, 27) eine Stimme aus der Menge entgegen. Er aber lehnt schroff den Gedanken an seine Mutter ab: „Ja, selig sind, die das Wort Gottes hören und — bewahren!" Hatte sie es auch gehört? Ganz gewiß. Er muß in seiner Familie von dem gesprochen haben, was seine Seele bewegte und sein Leben aus den normalen Bahnen riß. Ohne das ist nicht zu begreifen, was 1. Kor. 15, V. 7 steht: daß der Auferstandene seinem Bruder Jakobus, den die Gemeinde später den Gerechten nannte, erschien und daß diese Vision für den Mann und die Gesamtheit solche Bedeutung gewann. Die Seinen hatten von ihm das Wort Gottes gehört. Aber wenn auch die Sage korrigierend von der Mutter erzählt (Luk. 2, 14), daß sie „behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen," so ist das eben trotzdem nur nachträgliche Korrektur, und die wirkliche Geschichte hat anders gelautet. Wie sie lautete, wissen wir ausnahmsweise noch aus einer zwar abgerissenen und versprengten, aber doch hinreichend deutlichen Notiz aus der Zeit, als Jesus anfing öffentlich aufzutreten (Mark. 7, 21): „Da es die Seinen hörten, gingen sie aus und wollten ihn einholen, denn s i e s p r a c h e n : E r i s t v o n S i n n e n." Was ihm das höchste Gut seines Lebens war, erschien ihnen als fixe Idee, als Wahnsinn. Den Eindruck eines Dämonischen, eines Besessenen machte er auf sie, denen als Kindern ihrer Zeit diese Vorstellung ja freilich sehr nahe lag.

Daher kommt der erste große Schmerz, von dem wir aus Jesu Leben wirklich wissen: der Schmerz, der verursacht war durch den unabänderlichen Zwang, sich zu lösen von seiner Familie und draußen im Volke sich andere Brüder und Schwestern, eine andere Mutter auch zu suchen; solche, die daran kenntlich sind, daß sie „Gottes Willen tun" (Mark. 7, V. 35). Es ist das tragische Schicksal der Mutter und der Familie, den Sohn und Bruder über die Höhenlage ihres Innenlebens sich erheben sehen höher hinauf, ohne ihm folgen zu können, sei es mit der Tat, sei es mit bloßem Verständnis für seinen Gang durchs Leben auf dem neuen, selbstgewählten Pfad. Vielleicht haben wir Anlaß, diese Tragik zu segnen. Vielleicht war das der Anlaß, daß Jesus die traute, stille Welt seiner Familie preisgab, um nicht Schaden zu nehmen an seiner Seele. Für ihn selber aber waren diese Erlebnisse von großer Bedeutung. Sie löschen aus, was früher gewesen. Ob er einst auch an der Mutter mit Liebe hing oder nicht — es ist vorbei und abgetan. Darum ist diese Frage noch dunkler und schwerer: was die Mutter seiner Jugendzeit bedeutet hat. Das schmerzliche Erlebnis, das gerade hier die Jugend und das Mannesalter scheidet, entzog ihm jede Veranlassung, auch nur andeutend davon zu reden. Aber gerade weil der Schmerz so groß war, daß er bis ins letzte Leben hinein nachzittert, gerade deshalb glaube ich, daß es ein großer Verlust und schwerer Verzicht war, die Abkehr von Mutter und Ge-

schwistern. Und so vermag dies Schwere und Trübe doch das lichte, innige Bild von Jesu Jugendzeit nicht zu verdüstern, das zu entwerfen wir wohl berechtigt sind. Das Bild der liebreichen Mutter, die sich um ihr verlorenes Kind sorgt und ängstigt, bis sie es findet „im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern", dies Bild ist doch innerlich durchaus wahr.

Die Eltern haben ihn behütet und ihm ihr Bestes gegeben von ihrem inwendigen Besitz. Aber wer später so mächtig auftreten konnte: „Ich aber sage euch!", der ist mehr als bloßes Erzeugnis seiner Umgebung und Erziehung. Eigener Genius waltet in ihm, und dieser ist es, der ihn prägt und bildet. Was die andern gaben, das sind für ihn nur Bausteine, nur Rohmaterial, woraus er erst Fertiges und Vollendetes schafft. Ohne dies Element ist die Entwicklung nicht vollständig gezeichnet; es fehlt die Hauptsache noch. Aber wer will in diese Tiefen hinuntersteigen? Sie sind unergründlich tief. Und wenn man hinunter kommt, dann kann man nicht deutlich sehen in dieser Tiefe und das Gesehene nicht in Worte fassen. Was das Kind der Weihnacht wurde, liegt klar vor Augen. Mit welchen Mitteln sein Genius ihn dazu schuf, das kann niemand sagen. Wir kennen ja aus dem Leben des Erwachsenen noch die Gewohnheit — gerade an den entscheidenden Wendepunkten seines Lebens wird sie in den Evangelien regelmäßig vermerkt — in die Einsamkeit zu gehen und dort zu beten, vertraute Zwiesprach zu halten mit dem Vater im Himmel. So etwas nimmt ein Mensch nicht erst in späteren Jahren an; das ist ein Trieb, der von Anfang an wirkt. Jesus nahm auf, was der Eltern Liebe ihm gab. Aber im geheimen schmolz er's um in neue, köstlichere Form. Und noch etwas lehrt sein späteres Wesen: Was er so zusammenbrachte, das fügte sich, Stein auf Stein, zu harmonischem Bau. Obgleich er von Buße redet, von Umlernen und Umdenken, trotzdem können wir kein Anzeichen entdecken, daß er selbst umgelernt und seinen Gedanken andere Richtung gewiesen, daß er selbst Buße getan hat. Er steht vor uns ohne inneren Bruch und Riß, als der einzige Mensch aus einem Guß. Er hat seine Entwicklung gehabt, ohne Zweifel; er muß sie gehabt haben. Denn wer sich so wie er es wirklich tat, vom Alltäglichen und von jedem Tage neue Gottesoffenbarung predigen läßt, der m u ß immerzu lernen und sich entwickeln von Stufe zu Stufe. Und wer so betet wie er in Gethsemane — und wohl auch sorgt, wo wir nichts wissen vom Inhalt der Zwiesprach mit dem Vater — getan hat, der kämpft im Beten. So hat auch sein Leben, gewiß auch seine Jugend, ihre Stürme gehabt. Aber bei ihm rührten sie nur die Oberfläche der Seele an. Die Grundrichtung seines Wesens ist unverändert geblieben. Er lernte vom Tage, aber er lernte wie einer, der im voraus weiß, in welche Kammern das ankommende neue Gut gehört. Er wurde reifer, aber reifer in seiner Art. Darum ist sein Wesen so strahlend und voll Frieden. Darum kommt in ihm alle Sehnsucht zur Ruhe, wie das Verlangen der erwartungsvollen Wochen vor dem Feste zur Ruhe kommt im Scheine des lichterstrahlenden Weihnachtsbaumes. H.

Weihnachts-Erinnerung.

Wenn Weihnachten kommt, werde ich konservativ. Für einige Tage, das muß man sich leisten. Das würde meinen geistlichen Freund und Berater freuen, wenn er das hörte! Er würde dadurch vielleicht seine Ansicht bestätigt finden, daß das alte Evangelium von der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes vom Vater auch wieder an einem Ungläubigen seine Kraft beweise und ihn gleichsam mit magischer Gewalt zum Glauben führe. Denn konservativ werden — so meint die gute Seele — das heißt zum Glauben kommen.

Sogar reaktionär werde ich. Am liebsten würde ich einmal das alles beseitigen, was durch neuzeitlichen kirchlichen und außerkirchlichen Betrieb an das alte schöne Fest gehängt ist, so daß man den alten Freund und Tröster gar nicht wiedererkennt. Metten und Vespern, liturgische und unliturgische Gottesdienste, innerhalb und außerhalb der Kirche; Bescherungen mit Ansprachen, und was sonst noch zur Feier des Festes geschieht. Die armen Geistlichen, die sich durch das alles hindurcharbeiten müssen! Einen traf ich vor einigen Jahren, der es in der Festzeit auf neun Gottesdienste, sechs Ansprachen in „kirchlichen", und einigen in „nichtkirchlichen" Vereinen gebracht hatte, zu schweigen von den Taufen und Trauungen, bei denen nach neuerem liturgischen Ritus in Anknüpfung an das Fest doch auch die „Weihnachtsbotschaft" verkündigt werden soll. „Aber was in aller Welt reden Sie denn da?" fragte ich ihn. Er gab die komisch-verzweifelte Antwort: „Immer dasselbe, immer dasselbe!" Wenn nur das alte, liebe Weihnachtsfest nicht totgeritten wird!

Und indem ich sage: „Das alte, liebe" bin ich ja wieder konservativ. Die alten einfachen Formen möchte ich wieder herbeiwünschen. Wie war's denn in unserer Kindheit? Das war das Fest, an dem wir das einzige Mal im Jahre in aller Herrgottsfrühe aus tiefstem Schlafe geweckt wurden, um zur Frühkirche zu gehen. Wer da mitgehen durfte, galt als majorenn, gehörte nicht mehr zu den „Kleinen". Der Gang zur Weihnachtsmette war unsere „Konfirmation". Und dann war in der erleuchteten Kirche weiter nichts, als eine andächtige Gemeinde. Weiter nichts. Kein brennender Christbaum mit den von Diakonissenhand gefertigten Rosen und Lilien (die ja bekanntlich an der Tanne blühen), kein Transparent mit der Krippe auf dem Altar oder in irgend einer Ecke, kein Kirchenchor, der die jetzt übliche Weihnachts-Motette sang; sondern nur eine singende Gemeinde. Und wir sangen, sangen Luthers und Gellerts Weihnachtslieder ganz durch. Dann kam das Weihnachtsevangelium und eine kurze Predigt; und dann ist mir, als ob wir nur noch gesungen hätten. Nicht so schnitzelweise, hier ein Verslein, da ein Verslein; sondern wir sangen ein ganzes Lied. Und wenn wir ausgesungen hatten, dann schien das erste Tagesgrauen von Weihnachten durch die Fenster der Kirche.

Und zu Hause der Christbaum und etwas Kuchen; aber nicht so viel, daß man sich den Magen daran verdarb. Und über die Gasse ein Korb mit Sachen für die Kinder der Waschfrau, oder wer sonst dem Hause „anverwandt und zugetan" war. Und draußen Schnee, viel Schnee — das war Weihnachten. Die Erinnerung ist fest geblieben; nichts davon ist dem Gedächtnis entschwunden.

Aber nun fragt die Kinder u n s e r e r Zeit. Eine Fülle von Eindrücken, die schnell kommen und gehen. Die Kinder müssen mit Aufsagen von Spruch- und Weissagungspartikeln sogar selbst das „Evangelium verkündigen". Vor Jahren mußte ein zitterndes Mädchen sogar an der Krippe ein Gebet sprechen: „Ich steh' an deiner Krippe hier usw." Es ist jetzt so viel „Aufführung" dabei, daß wir ja bald die Kirche ins Theater verlegen können.

Deshalb möchte ich zu Weihnachten einmal da leben, wo noch einfache Feier und kein Betrieb ist. Recht viel Singen einer andächtigen Gemeinde, ein wenig Tannen- und Kerzenduft — weiter nichts.

Ob das meinem geistlichen Freunde recht wäre? Ich glaube nicht. Er redet immer davon, das Christentum müsse wieder eine Macht im Volke werden. Darum hängt er an das Fest den Flitter von kleinen und großen Unternehmungen und hilft dazu, daß das Fest eine Art — Maskerade wird. Das nennt er dann konservativ. Merkwürdig!

S a x o.

Weihnachtsglocken.

Und heil'ger Abend war es einmal wieder,
Und wieder strahlt der Tannen Pracht;
Von alter Sitte hergebracht;
Und Kinder singen ihre Weihnachtslieder.

Und draußen, in des heil'gen Abend Stille,
Da waltet in dem Lauf der Zeit,
Wie damals, so in Ewigkeit,
Des weisen Schöpfers unerforschter Wille.

Und wie Gedanken so durch's Herz mir ziehen,
Da hör' ich plötzlich Glockenklang;
Und jeder einzelne Gesang
Verbindet sie zu schönsten Harmonien.

Die eine hebt in weichem, vollem Tone
Ihr klares Erz so schön hervor;
Sie trägt die Dankbarkeit empor,
Die uns erfaßt zum ew'gen Gottessohne.

Daneben jetzt, wie siegend hör' ich's klingen!
Doch dieses feine, zarte Erz
Durchzittert es wie früh'rer Schmerz:
Mir ist, als hört ich sie „Vergebung" singen!"

„Auch ihr, ihr machtet wohl schon jemand Schmerzen,
Der nur auf Liebe hat gehofft;
Und euch vergab man schon so oft!
Vergesset und vergebt ihr Menschenherzen!"

So klar und einfach mischet diesen Tönen
Sich eine andre Weise bei!
So edel klinget es und frei,
Wie sie den Mensch dem Schicksal will versöhnen:

„Glaubt euch nicht arm, weil eines reichen Festes
Von andern, ihr entzogen seid!
Euch fehlet die „Zufriedenheit"!
Ein reiches Herz, das ist des Menschen Bestes!"

In diesem Tone paaret sich im Jubelklange
Ein hellgetönteres Metall;
Gar mächtig rauschend ist sein Schall;
Und lauschend folg ich gerne dem Gesange:

„Laßt eins in euch trotz Sorgen nur bestehen:
Die „innere Glückseligkeit",
Sie macht die Herzen frei und weit,
Und läßt euch froh in dunkle Zukunft sehen!"

Die letzte nun in diesem Glockenkreise
Wird jeder heute wohl versteh'n,
Wird sie im Geiste vor sich seh'n,
Begreifen auch die ewig schöne Weise.

Die Klänge ihrer Melodie, sie fassen
Die Stimmen aller Glocken ein;
Und in dem herrlichsten Verein,
Wird sie sie jedem so ertönen lassen.

Und was sie singt, ihr könnt es euch wohl denken:
Die „Liebe" ist ihr erstes Wort!
Von Liebe singt sie fort und fort:
„Wohl dem, der viele Liebe weiß zu schenken!"

Laßt diese Glocken in euch weiter singen;
Mög manchesmal noch ihr Gesang,
Ihr froher oder ernster Klang
In euren Herzen später wiederklingen.

Unser Weihnachtswunsch.

Hier in der Ecke ist noch ein wenig Raum, hier soll unser Weihnachtswunsch für unsere Leser und unser Blatt seinen Platz haben. Dies ist der Wunsch: Möcht's uns gelungen sein und weiterhin gelingen, in deutsche Christenherzen Freude zu bringen an der frohen Botschaft von der Vaterliebe Gottes, Pflichtgefühl zu wecken für die Aufgaben des einzelnen an den anderen, des einzelnen für das ganze des Volkes und der Christengemeinde, möge der Wille gewachsen sein in unsern Lesern, uns zu helfen zu weiterem Wirken im neuen Jahr. Grüß Gott!

Vom Büchertisch.

Frei und gewiß im Glauben! Beiträge zur Vertiefung in das Wesen der christlichen Religion, herausgegeben von F. Köhler, Pfarrer in Berlin. Berlin, Verlag von Artur Glaue, vormals Alexander Duncker, 1909. 204 Seiten. Geh. 2 M., geb. 2,80 M.

35 Referate aus der Arbeit der religiösen Diskussionsabende, niedergeschrieben nach gehaltenen Vorträgen von Professoren und Geistlichen moderner Richtung, werden hier dargeboten; oft sind's nur Thesen, oft aber auch längere Ausführungen; immer aber sind sie interessant und allgemein verständlich gehalten. Unter den Verfassern finden wir viele Namen von anerkanntem Rufe: Harnack, Kastan, Gunkel, Wobbermin, Weinel, Rade u. a. Dem vielbeschäftigten Gebildeten unserer Tage wird das Buch, das in 5 Abschnitten — A. Einführung in das Studium der christlichen Religion, B. Weltanschauungsfragen, C. Neues Testament, D. Glaubens- und Sittenlehre, E. Die gottesdienstlichen Ordnungen und das Neue Testament — religiöse Fragen von allgemeinem Interesse behandelt, zur Orientierung gute Dienste leisten. Die Beiträge werden im allgemeinen durchaus auf Zustimmung rechnen können, schon darum, weil sie offen und frei sich aussprechen. Man lese, um nur ein Beispiel anzuführen, den Beitrag des Herausgebers nach über die durch D. Fischer in seinem Vortrag auf dem letzten Berliner Protestantentag dem allgemeinen Interesse nahe gerückte Frage über die Anbetung Jesu (Fordert Jesus seine Anbetung?). Vorurteilsfreier und offener, wie hier, kann die Frage wohl nicht behandelt werden.

Nur zwei Beiträge scheinen uns etwas aus dem Rahmen des Buches, wie er durch die gemeinsame, moderne Anschauung gesteckt ist, herauszufallen. Kastans Thesen über den evangelischen Glauben (besonders 2 und 3), die reichlich weit nach rechts divergieren, und Thümmels Thesen, die in ganz katholischer Weise den Ausschluß aus der evangelischen Kirche fordern. Alles in allem verdient es das Buch, recht viele Leser unter den modernen Gebildeten zu finden, auch Theologen wird es als Nachschlagewerk gute Dienste leisten können.

Brandenburg a. Havel. Paul Koch.

Wäsche-Einkauf ist Vertrauenssache! Bei Anschaffung von Wäsche jeder Art, als **Leibwäsche:** Flachsgarn-Reinleinen, Hausleinen, Hemdentuche, Pikees, Schürzenstoffe, Taschentücher, **Bettwäsche:** Bettinletts, Köper, Drelle, Bezugstoffe, Laken und Bettdecken, **Tischwäsche:** Tischtücher, Servietten, Gartendecken sowie Handtücher usw. liegt es im Interesse jeder sorgsamen Hausfrau, sich Preisbuch und Muster von der als streng reell und billig bekannten Firma **Max Rauer,** Leinenversand **Sorau** (Niederlausitz) Nr. 101 kommen zu lassen.

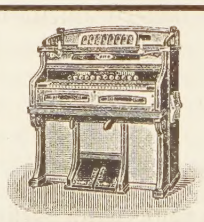
Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München

Drei Hausbücher von FERDINAND AVENARIUS, herausgegeben vom Kunstwart:

Hausbuch deutscher Lyrik Mit Zeichnung. von Fr. Ph. Schmidt. (61.—70. Tausend.) Gebunden 3½ Mark. — „Ein echtes Kunstwart-Buch, deutsch, tief, wahr und schön. Ich will nicht loben, sondern danken, danken." (N. Pr. Ztg.)

Balladenbuch Mit Bildern nach Böcklin, Cissarz, Jank, Klinger, Schwind, Thoma, Welti, Zumbusch. — (21.—30. Tausend.) Gebunden 4 Mark. — „Die Fülle und Schönheit des Inhalts ist geradezu überwältigend." (Allg. Ztg.)

Das fröhliche Buch Mit Voll- und Textbildern nach Böcklin, Busch, Gulbransson, Th. Th. Heine, Kaulbach, Kirchner, Klinger, Konewka, Menzel, Recznicek, Richter, Schwind, Thoma u. a. — Gebunden Mark 4.—.



Th. Mannborg, Leipzig-Li. Angerstrasse 38.

Königl. Hoflieferant. Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saugwindsystem. Höchste Auszeichnungen.

Harmoniums

in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Diabetikern Magenleidenden Zuckerkranken

welche sich für eine bewährte Ernährung interessieren, sende kostenfrei

Dr. Otto Gotthilfs hygienische Studie.

Aleuronat-Gebäck-Fabrik Friedrich Günther, Frankfurt a. M., C.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 51.

Berlin

Bremen.

22. Dezember 1909.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Adolf Harnack zum preußischen Synodal-Wahlsystem. — Ein neuer Fall in Braunschweig. — Bezirkssynode Wiesbaden. Kirchlich-liberale Vereinigung Coburg. — Ach ja! — Chronik der Christlichen Welt. — Stimmen zum Irrlehregesetz. — Vom Wiesbadener Pfarrertage. I.

Tagebuch.

Adolf Harnack zum preußischen Synodal-Wahlsystem: . . . . übrig bleibt die Tatsache, daß infolge des Wahlsystems die Provinzialsynoden und die Generalsynode ein leider unvollkommener Ausdruck des Willens der Kirche sind und daher das volle Vertrauen nicht genießen können. Aber die Frage, ob es nicht nötig sei, den Wahlmodus zu ändern und den Minoritäten eine bessere Vertretung zu schaffen, konnte bei diesem Gesetz nicht erledigt werden. Sie ist aber eine brennende Frage und darf nicht ruhen, bis sie gelöst ist. Preuß. Jahrb. Dez. 1909, S. 398.

*

Ein neuer Fall in Braunschweig. Der erweiterte Kirchenvorstand zu St. Martini in Braunschweig hatte für die offene zweite Pfarrstelle 6 Bewerber zur Probepredigt ausgewählt, unter ihnen den Pfarrer Lic. Fuchs aus dem hessischen Fabrikorte Rüsselsheim. Der summus episcopus der Landeskirche hat nun unter Beirat des Herzoglichen Konsistoriums den Namen Fuchs auf der Kandidatenliste gestrichen, ohne Angabe der Gründe. Die Gemeinde ist hierüber sehr entrüstet! Sie weiß auch die Gründe der Zurückweisung: Fuchs hat aus seiner kirchlich-liberalen Gesinnung auch öffentlich keinen Hehl gemacht. Vor allem aber, und das ist gegenwärtig das Schlimmere, er ist in seiner Gemeinde im Sinne des oben nicht gut angeschriebenen evang.-sozialen Kongresses tätig! Er hatte auch 1906 einen Zusammenstoß mit der Kirchenbehörde, weil er gegen die Maßregelung Korells protestierte. Die Zurückweisung seiner Kandidatur in Braunschweig ist die Quittung für sein unerschrockenes Vorgehen.

*

Die elfte ordentliche Bezirkssynode Wiesbaden (oberste Synode der Nassauischen Landeskirche) tagte vom 20.—29. Oktober. Die Gruppenstärke, Rechte 20, Mitte 25, Linke 10 zeigt, daß die beiden letzten Gruppen zusammen eine unbedingt ausschlaggebende Stärke hatten. Die Verhandlungen drehten sich, da größere Vorlagen nicht gemacht waren, meist um Fragen lokalen Charakters. Doch wurden auch einige Punkte von prinzipieller Bedeutung verhandelt, die speziell von den Vertretern der Linken angeregt waren und in deren Sinne entschieden wurden. Hier ist zu nennen der Beschluß, eine Aenderung der Kirchengemeinde- und Synodalordnung in dem Sinne einzuführen, daß die Zahl der aus einem Dekanat zu wählenden Abgeordneten in die Bezirkssynode nicht auf höchstens 4 beschränkt bleibt, sondern bei stärkerem Anwachsen der Seelenzahl entsprechend erhöht werden soll. Hierdurch wird das Ueberwiegen der ländlichen Vertreter einigermaßen gemildert, was um so berechtigter ist, als die Städte zu den allgemeinen landeskirchlichen Bedürfnissen den größten Anteil leisten, so z. B. Wiesbaden allein mehr als die Hälfte. Ein Antrag Veesenmeyer auf Einführung eines einheitlichen Bußtages für ganz Deutschland (womöglich an einem Sonntage) richtet sich gegen die in den Grenzgebieten auftretende Tatsache, daß der Bußtag Anlaß zu einer Massenauswanderung in das Nachbarland wird und dort ein tolles, in jeder Hinsicht unwürdiges Wirtshaus- und Vergnügungstreiben hervorruft. Der Bitte, hier Abhilfe zu schaffen, hat sich auf Ansuchen der Bezirkssynode Wiesbaden die Preußische Generalsynode angeschlossen. Weiterhin wurde von Professor Fresenius mit Unterstützung der Linken und fast aller Glieder der Mittelpartei ein Antrag eingebracht, wonach den Geistlichen zu gestatten sei, gelegentlich der Feuerbestattung in gleicher Weise ihres Amtes zu walten, wie bei Beerdigungen. Dieser Antrag wurde mit 45 Stimmen angenommen, also auch die Hälfte der Rechten stimmte dafür. Ein erfreulicher Gegensatz zu der Abstimmung der Preußischen Generalsynode über die gleiche Frage. Doch hat ja auch dort die Debatte gezeigt, daß der gegenwärtige Zustand unhaltbar ist.

*

Die Kirchlich-liberale Vereinigung in Coburg hat sich während des vergangenen Sommers in verschiedenen Vorstandssitzungen mit schwebenden Tagesfragen beschäftigt. Im Mittelpunkt stand die kirchliche Verfassungsfrage, die in gewissen maßgebenden Kreisen, leider auch im Landtag, immer noch unbesiegbare Widerstände findet — ein Schicksal, das Coburg-Gotha nur noch mit Mecklenburg teilt. Herr Landtagsabgeordneter Külbel, der über die Sache in der Vorstandssitzung eingehend referierte, hat sich mit seinem wackeren Eintreten für die kirchliche Verfassung im Landtag ein dankenswertes Verdienst erworben. Einer längeren Beratung unterlag auch der Berliner Weltkongreß für freies Christentum 1910, dessen im Umrisse mitgeteilten Programm im wesentlichen zugestimmt wird. Bezüglich des Winterprogramms wird bestimmt, daß nach den erfreulichen Ergebnissen des letzten Winters auch diesmal wieder 4 Vortragsabende abgehalten werden sollen. Als günstigste Zeitpunkte werden wie im Vorjahr die Monate Januar, Februar, März angesehen. Die Vorträge sollen sich dieses Jahr um die Person des Apostels Paulus gruppieren, und zwar I. Vorbereitung des Christentums in der griechisch-römischen Kulturwelt. II. Paulus als Begründer der Weltreligion des Christentums. III. Paulus als Theologe. IV. Paulus und Jesus (oder Paulus und heutiges Christentum). Während für das letzte Thema Professor D. Weinel-Jena bereits zugesagt hat, stehen die anderen Referenten, die möglichst aus den heimischen Fachleuten genommen werden sollen, noch nicht ganz fest. Hoffen wir, daß auch dieser Vortragszyklus von gleichem Erfolg begleitet ist, wie der vorjährige.

*

Ach ja! Professor Rießer, der Präsident des Hansabundes, hat am 12. November die namenlose Gleichgültigkeit des deutschen Bürgertums gegeißelt.

Prof. Rießer beklagte es lebhaft, daß sich das Bürgertum allmählich der eigenen Initiative in seinen eigensten Angelegenheiten völlig entwöhnt und sich allmählich gewöhnt hat, immer zunächst die Initiative der Regierung zu erwarten, statt sich selbst an der Leitung, an der Ordnung, an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen und seinerseits die Regierung zu gewöhnen, auf die Ansichten auch des Bürgertums zu hören. Es ist dieses Bürgertum, das in guten Zeiten in satter Gleichgültigkeit sich der Gegenwart genügsam freut und nicht bemerkt oder nicht bemerken will, wie allmählich die Gegner, diese Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit geschickt ausnutzend, seine Zukunft und die seiner Kinder und Enkel vernichten; dieses Bürgertum, das in schlechten Zeiten in „behaglicher Verzweiflung" am Ofen sitzen bleibt und nicht einmal ein einziges Mal im Jahre an die Wahlurne eilt, wo es sich um seine ernstesten Lebensinteressen handelt, „weil es ja doch nichts nützen kann". Es ist jenes Bürgertum, das, wenn es einmal einen kühnen Schritt nach vorwärts getan hat, sofort wieder Angst vor seinem Mut bekommt und scheu nach der Regierung blickt, ob sie ihm nicht etwa diesen Mut verdenken und gar mit Ablehnung von wünschenswert erscheinenden Auszeichnungen strafen könnte, und das in seinem Mangel an Mut, an Selbstvertrauen, an Stolz und Selbsteinschätzung, trotz seiner Riesenleistungen, um die uns das Ausland beneidet, vor jedem Regierungsassessor, vor jedem „korrekten" Verwaltungsbeamten vor Bewunderung zusammenknickt! Es ist jenes Bürgertum, aus dem die große Zunft der mir in der Seele verhaßten Pränumerando-Skeptiker besteht, die vor lauter Zweifel und Bedenken niemals zu positiven Leistungen gelangen, und die da glauben, daß ihre Zweifel, ihre Kritik schon eine positive Leistung darstellen, — was ein gründlicher Irrtum ist; jene Skeptiker, die auch andere nicht zu positiven Leistungen gelangen lassen, zumal gerade wir Deutsche nach unserer Natur und unserer Anlage, nach unserem innersten Wesen immer und immer wieder vor allem über unsere eigenen Bedenken stolpern und überaus geneigt sind, uns möglichst zurückzuhalten von der uns wenig behaglichen und bedrückenden Luft des öffentlichen Lebens, in der man sich allerdings gründlichst verkühlen kann, so daß wir meistens vorziehen, andere für uns fechten zu lassen nach dem berühmten Worte: Jockele, gang du voran! Es ist jenes Bürgertum, oder lassen Sie mich einmal das Wort gebrauchen, was wir Akademiker in unserer Jugend als das Schlimmste ansahen, jenes Philisterium, aus dem die nicht minder große Zahl der hyperklugen Abwartenden erwächst, derer, die immer „abwarten wollen", bis der andere einen

Fehler gemacht hat, um nachher zu sagen: Was bin ich doch klug gewesen! aus dem auch der größte Teil der Aktionäre stammt, die meist erst dann in die Generalversammlungen kommen, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist; aus dem ferner die nicht minder gefährliche Zahl der Lauen und Gleichgültigen erwachsen ist, die ich als die Drohnen des öffentlichen Lebens charakterisieren möchte, die Dante in der „Göttlichen Komödie" in den Vorhof zur Hölle verweist, weil sie in den Himmel sicherlich nicht gehörten, und selbst von der Hölle nicht aufgenommen würden; jene Leute aus lauter Vorsicht und in der Furcht, am Ende irgendwo anzustoßen, weder „Ja" noch „Nein", sondern „Nu äben" sagen, die sich nie festlegen und nie mitarbeiten, weil sie sich nicht präjudizieren wollen, da man ja nicht wissen kann, was noch kommt; jene Gleichgültigen, die von jeher das größte Hindernis jeden Fortschritts in Deutschland gebildet haben, die ein Unglück für unser staatliches Leben, für unsere Gegenwart und für unsere Zukunft sind! Das ist das Bild sehr weiter Schichten des deutschen Bürgertums! Wenn es nicht schöner geworden ist, dann mag es sich bei sich selbst und nicht beim Photographen beklagen, der das Bild nicht schöner machen kann, als das Original nun einmal ist, und der zu seiner Entschuldigung, wenn es denn einer Entschuldigung bedarf, auf das Wort im „Faust", zweiter Teil, verweisen darf: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich."

Ach ja! Da können wir Kirchlich-Liberalen auch mitsingen. Und wie viele mögen das gelesen und bei sich gedacht haben: „Ja, ja, bei Schulze ist das richtig und bei Müller stimmt's!" Und bei Ihnen, verehrter Herr?

*

Chronik der Christlichen Welt. Der bisherige Herausgeber Pastor D. Friedrich Michael Schiele legt am 1. Januar die Redaktion nieder. Pfarrer J. Kübel-Frankfurt a. M. übernimmt die Herausgabe.

Stimmen zum Irrlehregesetz.

6. Professor D. **Adolf Harnack**-Berlin bespricht im Dezemberheft der „Preußischen Jahrbücher" 1909, Seite 385—401, „das neue kirchliche Spruchkollegium" und setzt sich in dem gleichen Heft in einem Nachwort, Seite 565 bis 568, mit Sohm auseinander. Der Aufsatz ist zu lang, um wörtlich hier wiedergegeben zu werden, wir müssen uns mit einer Inhaltsangabe der einzelnen (6) Abschnitte begnügen.

1. Die Bestimmung des kanonischen Rechts, daß Irrlehre und Schisma Verbrechen gegen Gott seien, ist in der evangelischen Kirche veraltet, aber nicht beseitigt. Die evangelische Kirche fordert von ihren Geistlichen die überzeugte Verkündigung ihres Bekenntnisses, dennoch kann sie nicht von jedem den ganzen Inhalt, die ganze Tiefe und die ganze Reife, wie die Wucht innerlicher Kämpfe möglicher christlicher Erfahrung fordern, und es muß berücksichtigt werden, daß die Glaubenslehren formell untrennbar verknüpft sind mit den höchst lückenhaften und teilweise ganz unrichtigen wissenschaftlichen und geschichtlichen Erkenntnissen vergangener Zeit. Die Kirche muß also den Geistlichen Freiheit und Recht, ja Pflicht der Kritik an Schrift und Bekenntnis überlassen. Daher ist (gegen Hubrich) zu erwägen, ob nicht die Wahrhaftigkeit und das Vertrauen zur Wahrhaftigkeit der Geistlichen ein schlechthin nötiges Gut ist, wie die Liberalen betont haben und daher jede Absetzung wegen Irrlehre grundsätzlich zu vermeiden sei. Aber das Fundament („Jesus Christus der Herr") muß geschützt werden gegen Gotteslеugnung, Zungenreden und Katholizismus.

2. Da evangelischer Glaube und evangelische Freiheit für Pfarrer und Gemeinden geschützt werden muß, warum nicht ein neues Bekenntnis? Recht dazu besteht, aber das würde wiederum erst recht Gesetz werden, dazu ist Spannung und Gegensatz zu stark in unserer Zeit, das kann nur ein einzelner Mächtiger, dem die andern geistig folgen müssen, keine Versammlung.

3. Warum dann nicht alles beim alten lassen? Der Oberkirchenrat hat erkannt, daß seine Autorität zur Fällung eines Spruches im Irrlehrefall nicht stark genug sei. Er verstärkt seine Autorität durch das Spruchkollegium, und die Bestrafung im Disziplinarverfahren muß aufhören, der materiale Irtum im guten Glauben darf nicht bestraft, er muß ausgeschieden werden.

4. Der Tag der Annahme des Gesetzes wird in der Kirchengeschichte unvergessen bleiben, er bedeutet einen eminenten Fortschritt. Denn noch niemals ist sonst Irrlehre anders als disziplinar behandelt worden, dieser Charakter tritt hervor durch Belassung der Pension. Es folgt die Inhaltsangabe des Gesetzes.

5. Harnack konstatiert, daß keine Änderung des materiellen inneren Kirchenrechts, keine Aufstellung eines neuen Maßstabes geschehen ist, sein evangelisches Herz freut sich des § 1, aber er vermißt die runde Anerkennung, daß es sich bei den Bekenntnissen nicht nur um verschiedene Auffassungen handelt, sondern „daß ein Teil der geschichtlichen Tatsachen, auf denen das alte Bekenntnis ruht, als geschichtliche nicht mehr anerkannt werden können." Das Gesetz ist trotzdem richtig gedacht, weil es nicht den Glaubensstandpunkt eines Geistlichen beurteilt, sondern nur seine Unvereinbarkeit mit der Wirksamkeit innerhalb der Landeskirche, die in ihrem gegenwärtigen Zustande einen Franz von Assisi ebenso wenig ertragen könnte, wie einen Stifter der Quäker, obgleich eine solche evangelische Kirche denkbar ist und ein Rest „zu tragen peinlich" in der Einrichtung des Spruchkollegiums übrig bleibt.

Harnack tadelt die Ausschaltung der Einzelgemeinde und das Übergreifen des Kirchenbegriffs über den Gemeindebegriff. Man hätte zum mindesten das Einspruchsrecht auf die Gemeinde und den Superintendenten einschränken müssen.

Er tadelt ferner, daß man die Nennung eines Professors oder Kirchenrechtslehrers als Mitglied des Spruchkollegiums nicht dem Geistlichen überlassen, daß man sogar die beiden Professoren durch das Vorschlagsrecht des Synodalausschusses zu Vertretern der offiziellen Kirche gemacht hat. Endlich sollte auch unter den Mitgliedern des Oberkirchenrats die Auswahl der Geeignetsten stattfinden, nicht die bureaukratische Rangordnung maßgebend sein. Daß das Spruchkollegium einzige Instanz, hält H. für richtig, weil kein gerichtliches Verfahren vorliegt, auch die Zweidrittelmehrheit große Sicherheit bietet, gefährlich, meint er, könne es sein, wenn bei Verfehlung gegen Ordnungen (Weglassen des Apostolikums, Zungenreden) nun nach der Gesinnung, aus der dies geschehen ist, gefragt werden muß. Nicht der Geistliche endlich soll sich auf die Unterscheidung von amtlichem und außeramtlichem Wirken berufen, wohl aber soll das Spruchkollegium diesen Unterschied bedenken.

6. Harnack hört zum Schluß die gegnerischen Stimmen ab, er erwidert nach links gegen die uns bekannten Einwendungen: Nicht die Rechte, vielmehr der Oberkirchenrat hat die Vorlage eingebracht, nicht zur Verschärfung, sondern zur Milderung. Den Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Verfahren verkennen, ist eine schwere, ja mutwillige Täuschung. Das Geld haben die Liberalen selbst gefordert, daß der Pfarrertitel bleibt, fällt schwer ins Gewicht, die Zusammensetzung müßte als Verbesserung im Sinne der Liberalen erscheinen, die größere Autorität kommt auch den Fällen zugute, in denen ein positiver Spruch gefällt wird. Schon die Mitglieder des Oberkirchenrats können einen negativen Spruch hindern. Möglich, daß Fälle kommen, man muß abwarten, die Linke hege Mißtrauen aus grundsätzlicher Verwerfung des Verfahrens, das um der Landeskirche willen nötig ist, mit Recht, weil die Gemeinde nicht beteiligt ist und mit großem Recht, weil die Synoden durch das Wahlsystem nicht Ausdruck des Kirchenwillens sind. — Er erwidert nach rechts, der Ernst der Sache ist auch dann gewahrt, wenn Gehalts- und Ehrentziehung fortfallen und die Fälle werden verschieden liegen, so daß ein „Papsttum" oder eine Lockerung des Bekenntnisstandes bei der Arbeit des Spruchkollegiums nicht herauskommen werden, freilich werden sich allmählich gewisse Grundsätze herausgestalten, unmaßgebliche Beiträge einer künftigen Bekenntnisbildung, das ist kein Unglück, immer gilt doch das Verkündete nur für den einzelnen Fall und den einzelnen Geistlichen. Man kann nicht sagen, wie das Gesetz wirken wird, aber die Gegensätze können sich von Fall zu Fall näher kommen, „weil das Spruchkollegium nicht über Lehren, sondern letztlich als Brüder über Brüder zu urteilen haben und weil sie sich den ganzen Reichtum des Wortes Gottes und die Unfähigkeit des einzelnen, ihn zu erschöpfen, aber auch die Forderungen der Gegenwart und das veraltete Kleid der Bekenntnisse vor Augen halten müssen."

„Auf jene bessere Zukunft der Landeskirche" weissagen die Worte des § 1 („Wort Gottes" ist maßgebend), „in welcher die durch historische und theologische Erkenntnisse und Auffassungen unterschiedenen christlichen Brüder doch friedlich und ohne Argwohn zusammen arbeiten werden auf dem Grunde des Wortes Gottes". „Mögen sich die Verhältnisse innerhalb der preußischen Landeskirche so gestalten, daß der Oberkirchenrat niemals in die Lage kommt, das Spruchkollegium einzuberufen."

In seinem Nachwort mißversteht Harnack Sohm: Der Unterschied zwischen Sohms und unserer auf der einen Seite, der Verteidiger des Spruchkollegiums auf der anderen Seite besteht darin, daß *wir* eine Scheidung der einzelnen Gemeinde von ihrem Pfarrer für in gewissen Fällen nötig

halten, aber diesem Pfarrer die Rechte des geistlichen Standes lassen, ihn seinem Gewissen und der Möglichkeit überlassen wollen, eine andere Gemeinde zu finden. Der Unterschied liegt also in unserer Schätzung der Gemeinde und der Überschätzung der „Kirche" auf jener Seite. Das fühlt auch Harnack heraus, wenn er sagt: Sohm lege den Finger auf den Fehler, daß die Gemeinde zu wenig berücksichtigt sei und es gebe zu denken, daß ein Mann von der Gesinnung Sohms (er ist kein Liberaler) das Gesetz ablehne. „Nicht seine Gründe fallen schwer ins Gewicht, sondern seine Stimmung als freier evangelischer Christ. . . ."

7. D. **Emil Sulze** gibt im November- (nicht Dezember-) heft der „Protestantischen Monatshefte" S. 417—424 „Leitende Grundsätze für Entscheidungen in Lehrprozessen."

Er fordert 1. unter Ablehnung des Standpunktes, als soll die Gemeinde entscheiden, sachverständige Richter, Theologen und Juristen, die zwischen „Religion und Religionslehre" zu unterscheiden wissen, die sich mit der zweiten Generation unserer Reformatoren, d. h. mit Lessing, Kant, Herder und Schleiermacher ernstlich auseinandergesetzt haben und die über die wissenschaftliche Einsicht verfügen, über die Bedeutung des Kampfes des konfessionellen Christentums des 16. Jahrhunderts mit dem endlich wiederentdeckten ursprünglichen Christentum Christi ein Urteil zu fällen. Sulze sieht in der Zukunft eine Vereinigung dieses konfessionellen Christentums mit Rom, nachdem jetzt schon der Bund geschlossen ist unter Ausschaltung Luthers, den Ernst dieser Situation kann keine Gemeinde übersehen, darum sachverständige Richter, wenn auch der Gemeinde ein Stimmrecht zuzubilligen wäre.

2. Den Vertretern des ursprünglichen Christentums weist Sulze die Pflicht zu, ohne Polemik im kirchlichen Amt das Christentum Christi darzubieten und wirksam zu machen und der Orthodoxie die Polemik für die Anerkennung der „reinen Lehre" zu überlassen. „Wächst das neue Leben, dann fallen die dürren Blätter von selbst ab." Das Christentum Christi kennt für das kirchliche Leben nur Ein Ideal: in einer kleinen Gemeinde Ein Pastor im schlichten Betsaal und durch treue Seelsorge mit seiner Gemeinde innig vereint — da wird das Reich Gottes geschaffen. Die Polemik bleibt der ernsten Wissenschaft und der Einzelseelsorge, wo ein Irrtum des konfessionellen Christentums zu widerlegen ist. Bei einem Lehrprozeß ist nur zu entscheiden, ob die Seelsorge eine oppositionelle Wendung notwendig machte. Nur aus der eigenen Gemeinde — auch nicht vom Superintendenten — soll die Anzeige kommen dürfen, und es darf keine Anerkennung von Lehren gefordert werden, die unsere Kirche vom Katholizismus übernommen und beibehalten hat.

3. Die vorreformatorischen Lehren, die nicht mehr gefordert werden dürfen, sind folgende: a) die gesetzliche Geltung aus unseren Bekenntnissen; b) die Nichtunterscheidung des geschichtlichen Begriffes „Bibel" von dem religiösen Begriff „Wort Gottes"; c) die Auffassung der sog. biblischen Wundergeschichten als physische Vorgänge; d) die stellvertretende Genugtuung; e) die magische Auffassung der Sakramente; f) die byzantinischen Lehren von den zwei Naturen in Christo und den drei Personen in Gott.

4. Als vorbeugende Maßregel empfiehlt Sulze, die Änderung des Superintendentenamtes aus einem staatlichen Aufsichtsamt in ein Seelsorgeamt und ein rascheres Tempo der Neuorganisation der Gemeinden, denn die Kirchen der Reformation sind dies, damit ihr Leben eine fortgehende Reformation sei.

Wollen die Anhänger der Orthodoxie nicht mit geistlichen Mitteln, sondern mit weltlichen ihre Macht behaupten, dann muß das Christentum Christi eine eigene Heimat gründen; die Orthodoxie allein gelassen, wird dann Rom verfallen. Sulzes letztes Wort an die Vertreter des Christentums Christi ist: soweit es möglich ist, befleißigt euch des Friedens in dieser ernsten Zeit.

8. In der **„Preußischen Kirchenzeitung"** Nr. 50 konstatiert der Herausgeber Pfarrer Burggaller:

Dem (muß heißen „Der"), der in diesen Wochen die Äußerungen der kirchlichen Blätter zu dem eben angenommenen Gesetz verfolgt und die Besprechungen der Generalsynodalberatungen kennen gelernt hat, wird die Beobachtung gemacht haben, daß uns eine volle und unumwundene Zustimmung, wie sie in dem heutigen Artikel D. Scholz' vorliegt, eigentlich wohl sonst nirgends begegnet.

Einen großen Teil unserer Freunde wird eins die Freude an dem Gesetze stören, und hier fühlen wir uns auch von den Vertretern unserer Ansichten in der Generalsynode geschieden. Die Frage der Beteiligung der Gemeinde an dem Spruchkollegium selbst mag nicht anders zu entscheiden gewesen sein, als wie es geschehen ist; hier hat wohl auch ein guter Teil der Mitglieder der Mittelpartei nur der Not gehorchend nachgegeben. Aber daß überhaupt in dem ganzen Gesetz und während aller Verhandlungen immer nur von dem Interesse der Kirche die Rede war, und daß man völlig vergessen zu haben schien, wie für uns das Interesse der Kirche nur das sekundäre sein und sich immer nur nach dem der Gemeinde bestimmen kann, will mir die Freude an dem Errungenen nicht wenig beeinträchtigen.

9. Endlich das Organ des deutschen Protestantenvereins: **„Protestantische Flugblätter"** Nr. 11/12, sagt:

Endlich nun das Irrlehregesetz! Eine orthodoxe Stimme meinte, uns Protestantenvereinlern sei nicht wohl bei diesem Gesetz, und zwar so, als fürchteten wir für Brot und Amt. Ach nein! Ganz andere Furcht hegten wir um Ansehen und protestantische Ehre unserer Landeskirche, denn nach Rom weist der Weg, den man dort beschritten hat mit Ketzergericht und und Kirchenhoheit. Schöne Namen und Friedensreden blenden uns nicht, wenn man's auch Spruchkollegium, Feststellungsverfahren, Amtsentlassung nennt. Mag sein, daß unsere Freunde, die schließlich dem Gesetze zustimmten, aus den Reden in den Kommissionen, die heimlich tagten, entnommen haben, es sei so schlimm nicht gemeint und werde so schlimm nicht werden! Wir hätten dennoch „Nein" sagen müssen, und sagen jetzt noch Nein dazu, weil wir „Ja" sagen zu dem Glauben, daß Frömmigkeit und Religionspflege nur gedeihen können in der Freiheit, und weil wir keine Angst haben für Gott vor Menschen! Und so recht wohl ist keinem bei diesem Gesetz, vielleicht selbst seinem glücklichen und bei der Verhandlung so stolzen Vater Professor Kahl nicht ganz. Männer, wie Professor D. Sohm, der Leipziger Kirchenrechtslehrer, im „Tag", der Herausgeber der Chronik, Pastor D. Schiele im „März", Graf Hoensbroech in der „Frankfurter Zeitung", haben scharfe, unerbittliche Worte gegen das Gesetz gefunden, und der letztgenannte sagte: „Gerade ich, der ich aus römischer Unfreiheit gekommen bin, empfinde mit doppelter Schärfe, wie sehr das neue Gesetz den Kurs auf Rom zu gesucht hat." Nun, er kennt Rom besser, als wir alle und eine Stimme aus der römisch-katholischen Presse („Norddeutsche Volkszeitung") spricht: Das Gesetz ist der klare Beweis für die Notwendigkeit eines autoritativen — wir sagen unfehlbaren — Lehramtes, eine glänzende Bekräftigung der katholischen Lehre über diesen Gegenstand.

Wir haben ein Recht zu kritisieren, denn wir haben einen Vorschlag — neben der Bremer Protestresolution — eingereicht:

Die hochwürdige Generalsynode wolle beschließen:

I. das ihr von dem hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrate vorgelegte Gesetz, betreffend die Beanstandung der Lehre von Geistlichen abzulehnen;

II. an dessen Stelle folgendes Gesetz aufzunehmen:

In Ausführung des § 7, Ziffer 1 der Generalsynodalordnung vom 10. Januar 1876 wird bestimmt:

1. Für die Geistlichen der Landeskirche gilt als alleinige Lehrnorm die Heilige Schrift alten und neuen Testaments, in deren Verständnis immer tiefer einzudringen ihre heilige Pflicht ist.

Die Ordination der Geistlichen ist dementsprechend, unter Abänderung des zurzeit bestehenden Formulars, vorzunehmen.

2. Einem Geistlichen, der diese Verpflichtung übernommen hat, kann die Bestätigung in einem ihm übertragenen kirchlichen Amte nicht wegen seiner Lehre versagt werden.

3. Ein Geistlicher kann seiner Lehre wegen nur dann zur Verantwortung gezogen werden, wenn entweder er die nach Nummer 1 übernommene Verpflichtung ablehnt, oder wenn die zuständigen Organe seiner Gemeinde dies wegen Nichterfüllung der Verpflichtung verlangen.

Natürlich wurde dieser Vorschlag ad acta gelegt.

Es ist noch lange nicht aller Tage Abend! Und wenn das Irrlehregesetz — Gesetz ist, so wollen wir arbeiten, daß wir es einst beseitigen können. Inzwischen fürchten wir es nicht. Unsere Pfarrer werden ihre Überzeugung frei und frank aussprechen, unsere Laien werden zu ihnen stehen, wenn man um ihrer Überzeugung willen sie verjagen will. Das Gesetz bringt nicht den Frieden, sondern den Kampf — dafür sorgt die Orthodoxie, die den D. Max Fischer von der Berliner Markuskirche bereits im „Reichsboten" dem Spruchkollegium zur Aburteilung überweist.

Vom Wiesbadener Pfarrertage.

I.

Wie alljährlich Anfang September, so haben auch in diesem Jahre die Abgeordneten der 30 Pfarrervereine, die sich zu einem Verband zusammengeschlossen haben, einen Verbandstag abgehalten. Und zwar im schönen Wiesbaden. Die Beteiligung war nicht gerade imposant. Die Teilnehmerliste weist nur gegen 180 Namen auf. Fünf Vereine waren überhaupt nicht vertreten, darunter der benachbarte Badische. Wir übergehen alles, was nun einmal bei einer derartigen Versammlung zur äußeren Ausstattung, zur Erhöhung der Feierlichkeit und zur Betonung des kirchlichen Charakters der Veranstaltung üblich ist, als da sind Morgenandachten, Begrüßungsreden und -Telegramme, Festessen, Ausflüge usw., um uns lediglich mit dem Kerne der Tagung, den Beratungen der Abgeordnetenversammlung und des Pfarrertages, zu befassen. Nur im Vorübergehen drücken wir dem Festprediger Pfr. W. v. Oven warm die Hand für seine in ihrer schlichten Tiefe wahrhaft ergreifende Predigt.

Die Vorstandsergänzungswahl, mit der die Abgeordnetenversammlung am Mittwoch, den 8. September, eröffnet wurde, brachte keine Ueberraschungen: drei ausscheidende Mitglieder wurden wiedergewählt; für den Vorsitzenden Hessen-Kassels, der eine Wiederwahl ablehnte, wurde der Vorsitzende des Pfr.-V. im Kgr. Sachsen gewählt. — Eine lebhafte Debatte rief der Antrag Westfalen auf Schaffung eines Samariterfonds hervor. Er wollte zugunsten notleidender Pfarrer, gewesener Pfarrer und ihrer Familien eine Verbandssteuer einführen. Die edle Absicht der Westfalen und ihres warmherzigen Wortführers in dieser Sache, Pfr. Dr. Morgenstern, wurde allgemein anerkannt, aber fast ebenso einmütig hatte man Bedenken gegen die Durchführung auf dem vorgeschlagenen Wege. Man einigte sich auf einen Antrag Droß-Berlin, den einzelnen Hauptvereinen nahezulegen, die zu ihrer Kenntnis gelangenden Fälle von Not in Pfarrerfamilien ihres Bezirks sorgfältig zu prüfen und nach Möglichkeit zu helfen.

Ueber die praktische Reform der kirchlichen Liebestätigkeit referierte Pfr. Francke-Kassel. Er gab damit gewissermaßen ein ergänzendes Korreferat zu dem vorjährigen Vortrage des Generalsuperintendenten Zöllner-Münster. Aus seinen Thesen das wesentlichste wenigstens: Die Kirchliche Liebestätigkeit hat als Ziel: Die Gewinnung der Seelen für das Reich Gottes. Die Linderung leiblicher Not ist Nebenarbeit. Ueber der Diakonie an Kranken und Hilfsbedürftigen darf die Pflege der Gesunden nicht zu kurz kommen. Vielmehr ist das die Hauptaufgabe. Um sie erfüllen zu können, bedarf die kirchliche Liebestätigkeit der Entlastung. Als Wege zu dieser empfahl der Referent: Abschaffung der Kirchenkollekten für bedürftige Gemeinden zu Kirch- und Pfarreibauten und Ersetzung derselben durch Beihilfen aus einem landeskirchlichen Hilfsfonds; Erhöhung der von den Kommunen zu zahlenden Pflegegelder für Pfleglinge in kirchlichen Anstalten, damit diese zu ihrer Erhaltung keine kirchlichen Opfer erfordern. Besonders not tue die Versorgung der sogenannten halben Kräfte. Die Entlastung würde vielleicht auch dazu beitragen, daß die kirchliche Liebestätigkeit nicht zu Mitteln griffe, die auch durch den Zweck nicht geheiligt werden können. Trotz der von einer Seite ausgesprochenen Warnung vor Kommunalisierung christlicher Anstalten, die leicht dazu führen könne, daß der christliche Charakter der Anstalten Schaden leide, begrüßte die große Mehrheit der Abgeordneten die aus langjähriger Erfahrung erwachsenen Vorschläge des Referenten als ein in der Gegenwart besonders notwendiges Betonen von im besten Sinne Wichernschen Gedanken und als gangbare Wege zu einer praktischen Reform der kirchlichen Liebestätigkeit in der Richtung ihrer eigensten Aufgaben.

Ueber die kirchliche Austrittsbewegung hatte Sup. Kockelke-Schwelm ein sorgfältiges Referat gegeben, das er selbst zu erstatten leider verhindert war. Es sollte nicht die ganze Materie von Grund aus und nach allen Richtungen hin behandeln, da dazu noch nicht genügende Unterlagen vorhanden sind. Deshalb auch der Titel: „Ausschnitte und Musterbeispiele aus der kirchlichen Austrittsbewegung." Das Referat stellte fest, daß es nicht nur einzelne Austritte, sondern eine Austrittsbewegung gibt, die bei weitem am stärksten in Berlin aufgetreten ist, sich aber auch in anderen preußischen Provinzen und sonst im Reiche gezeigt habe und daß diese Bewegung seit 1906 besonders kräftig eingesetzt habe. Mit wenigen Ausnahmen sind die Industriebezirke die Stätten der Bewegung. Einen beängstigenden Charakter hat sie noch nicht angenommen. Doch darf das nicht dazu verleiten, teilnahmslos an dieser offenkundigen kirchlichen Krisis vorüberzugehen. Als Ursachen der Bewegung läßt eine Umfrage des westfälischen Pfarrervereins für Westfalen erkennen: nirgends religiöse und kirchliche Motive; vielmehr fast ausnahmslos parteipolitische Verhetzung, gewerkschaftliche Einwirkung und freidenkerische Beeinflussung. Jede passende und unpassende Gelegenheit wird benutzt, um für den Austritt zu werben. Der wirkliche Grund freilich liegt tiefer, nämlich in der Irreligiosität weiter, noch äußerlich zur christlichen Kirche gehöriger Kreise und in der geringen Fühlung, die vielfach zwischen Kirche und Volk besteht. Man muß also von einer Mitschuld der Kirche reden. Als Mittel zur Bekämpfung dieser Mißstände und ihrer Ursachen empfahl K. neben den alten und nie veraltenden Mitteln treuer Predigt und Einzelseelsorge die Bildung übersehbarer Gemeinden, die Vermehrung der geistlichen Kräfte in den Großstadtgemeinden und die Heranbildung christlicher Persönlichkeiten zur kirchlichen Arbeit, auch in Landgemeinden. Hier nicht, um den Pfarrer zu entlasten, sondern weil Mitarbeit das beste Mittel sei, um kirchliches Interesse bei den Gemeindegliedern zu wecken. Die vom Lande nach der Stadt kommenden Industriearbeiter erweisen sich erfahrungsmäßig gegenüber den Verlockungen zum Austritt aus der Kirche nicht standhafter, als die stadtgeborene Bevölkerung, ein Beweis, daß ländliche Kirchlichkeit noch keine christliche Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue ist. Ferner ist das kirchliche Meldewesen besser zu organisieren, unsoziale Einrichtungen sind zu beseitigen; der ungesunde Sozialismus wird nur durch einen gesunden überwunden werden. Weiter wurden als Mittel genannt: Kampf gegen die religionsfeindliche Presse, gegen den Schmutz in Wort und Bild, Pflege der christlichen Presse und Literatur, Jugendfürsorge. Der Ernst, mit dem die Kirche die Folgerungen zu ziehen hat, wenn frühere Glieder der Kirche das Band, das sie mit ihr verband, zerschneiden, darf nicht ohne Liebe sein. Die Losung den Ausgetretenen gegenüber darf nicht heißen: „Wir haben lang' genug geliebt, so laßt uns endlich hassen", sondern „Wir haben noch lange nicht genug geliebt, laßt uns noch mehr und besser lieben". Einem Vorschlage des Vorsitzenden folgend verzichtete die Versammlung auf eine Besprechung des Referats, allerdings im Widerspruch gegen eine, wie es schien, nicht unerhebliche Minderheit. Sehen wir recht, so war die leidige Ueberlastung der Tagesordnung — ein chronisches Uebel im Verband — der Grund für diese sonst befremdliche Behandlung. Der weitere Vorstand soll die Angelegenheit weiter verfolgen. Ein Antrag Droß-Berlin, der zwei Forderungen des Referenten unterstreichen wollte: Bildung übersehbarer Gemeinden in den großen Städten und Uebung seelsorgerlicher Fürsorge gegenüber den Ausgetretenen, fiel der eben gekennzeichneten Behandlung des Gegenstandes zum Opfer.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.